

bedeutet.
Ich sage: Ni...

Vielfalt – Zusammenhalt – EvH halt!



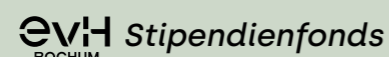
Jahresbericht 2025

evH
BOCHUM

Wir sagen DANKE!



Wir bedanken uns bei allen Fördernden, die 2025/26 die Vergabe von 13 Deutschlandstipendien an der EvH Bochum möglich gemacht haben:



sowie allen Spenderinnen und Spendern, die namentlich nicht genannt werden möchten.

Möchten auch Sie Studierende der EvH Bochum mit einem Deutschlandstipendium unterstützen?

Zwei Wege – ein Ziel:

- Beteiligen Sie sich mit einer Spende am **Stipendienfonds** der EvH Bochum! Dies ist bereits ab einem Betrag von 30,00 € möglich.
- Profitieren Sie oder Ihr Unternehmen als **Stipendiengeber_in**: Sie fördern mindestens ein gesamtes Stipendium, stehen im persönlichen Austausch mit den Stipendiat_innen und erhalten Zugang zum Netzwerk der Fördernden.



Vorwort

Was bedeutet es heute, Hochschule zu sein? Für mich heißt es vor allem: Verantwortung zu übernehmen – für einen Ort, an dem Menschen mit verschiedenen Erfahrungen und Überzeugungen zusammenkommen. Verantwortung auch dafür, dass aus Verschiedenheit kein Gegeneinander wird, sondern ein gemeinsames Ringen um gute Lösungen. Vielfalt ist an der EvH gelebter Alltag in Seminaren, Projekten und im Engagement unserer Studierenden und Mitarbeitenden. Zusammenhalt entsteht nicht trotz, sondern wegen dieser Unterschiedlichkeit. Das ist die „EvH halt“.

Als wissenschaftliche Institution schützen wir Studierende und Beschäftigte vor Diskriminierung, Ausgrenzung und Gewalt und stehen zugleich für Wissenschaftsfreiheit ein. 2025 haben wir diese Haltung erneut bekräftigt – mit einer Diversitätsstrategie und einem Leitfaden zum Umgang mit Rechtsextremismus und Rechtspopulismus. Neue politische Diskussionsformate machen Perspektiven Studierender sichtbar und klären über strukturelle Ungleichheiten auf. Podcasts und kreative Projekte in der ästhetischen Bildung eröffnen dafür zusätzliche Räume.

Neben aller Arbeit gab es auch Anlass zu feiern: Vor 30 Jahren startete unsere Hochschule einen der ersten Pflegestudiengänge in Deutschland – mit dem Ziel, den Pflegeberuf weiter zu professionalisieren. Dieses Jubiläum konnten wir nun gemeinsam gebührend begehen. Das Bochumer Zentrum für Disability Studies engagiert sich seit zehn Jahren für die Rechte von Menschen mit Behinderungen und forscht mit ihnen statt über sie. 2025 mussten wir auch Abschied nehmen, etwa von unserer geschätzten Kanzlerin Iris Litty sowie von Prof. Dr. Carola Kuhlmann, Prof. Dr. Thomas Greuel und Prof. Dr. Michael Wendler, die unser Hochschulprofil über viele Jahre in besonderer Weise geprägt haben.

Unsere Studien-, Forschungs- und Transferaktivitäten finden dort statt, wo konkrete Unterstützung gebraucht wird: in Pflegeheimen, Krankenhäusern, Jugendämtern oder in der flexiblen Kinderbetreuung. Wir haben unsere Studienangebote im Rahmen der Reakkreditierung inhaltlich weiter profiliert und starten in Kürze mit neuen dualen Angeboten in der Sozialen Arbeit und in der Heilpädagogik/Inklusiven Pädagogik sowie mit zwei neuen Mastern in den Bereichen Pflegepädagogik und Advanced Nursing Practice.

Ich wünsche Ihnen viel Freude, diese vielen Facetten unseres Campuslebens im Jahresbericht 2025 zu entdecken.

Prof. Dr. Dr. Sigrid Graumann
Rektorin der EvH Bochum

Inhalt

Vorwort Prof. Dr. Dr. Sigrid Graumann

3



Dankbarkeit für das gemeinsam Erreichte: Interview mit Iris Litty	8
EvH unterzeichnet RuhrCharta Stadtgesundheits	11
Vielfalt fördern: Diversitätsstrategie	12
Klar dagegen: Strategie gegen Rechts	13
Abschied mit Trommeln und Trara	14
Honorarprofessur für Dr. Ingrid Daniels	16
Fit at work: Gesundheitstag 2025	17
App dafür!	17
Neu an der EvH Bochum: Prof. Dr. Martin Weber Sandra vom Ende	18 20
2025 in Zahlen	22



Vorwort Prof. Dr. Andreas Bauer	24
Geprüft. Gewachsen. Gewappnet.	26
Vom Bildungsaufsteiger zum Wegbereiter: Landeslehrpreis für Prof. Dr. Lorenz Narku Laing	28
Jubiläum: Drei Jahrzehnte Pflegerstudium an der EvH	30
Bestes Vorbild: TalentAward Ruhr ehrt Engagement in der Jugendarbeit	31
Deutschlandstipendium: Echter Gewinn für Studierende und Fördernde	32
„Wir müssen reden – aber können wir es noch?“	34
Fit fürs Jugendamt: Erste Absolventin der neuen Vertiefungsspur ASD	36
Tabus begraben	37
Neue Pädagog_innen braucht das Land	38
Mit Selbstreflexion & Wolle die Gesellschaft heilen?	40
Und plötzlich ist man alt ...	42
EvH aufs Ohr	43
Förderpreise 2025: Ausgezeichnete Ideen für ein besseres Morgen	44
Wie geht eigentlich Sozialraumanalyse?	45
Zum Wände hochgehen: Lernen am Limit der Komfortzone	47
Der Schwanenmarkt lebt weiter!	48



Vorwort Prof. Dr. Dirk Nüsken	50
10 Jahre BODYDYS: Sozialer Zusammenhalt durch Inklusion	52
Aktiv im Alltag	54
Hilfe oder Überwachung?	54
PinG stärkt Gewaltschutz in Einrichtungen	55
Next Step: STUFE	56
TiFo Summer School 2025: Promovieren im Spagat:	57
Wenn KI den Wahn verstärkt	58
Wenn Fürsorge an Grenzen stößt	60
Gemeinsam stärker pflegen: KoNtAKT bringt Hochschulwissen ins Team	62
Evidenzbasierte Pflegepraxis im Krankenhaus	63
Pflege der Zukunft: Digitalisierung ja, aber ...	64
Spiritualität tut gut – aber nur ein bisschen?	65
„Ringeln zwischen Freiheit und Struktur“ Innovatives Jugendhilfeprojekt in Duisburg- Marxloh	66
Bye bye betreutes Wohnen! Hallo Realität!	68
Zwischen Allzuständigkeit und Weitervermitteln	69
FFP-Gutachten bestätigt großen Erfolg von „Eulen & Lerchen“	70
Auszeit für alle? Positive Bilanz zum Programm 'FamilienzeitNRW'	71
Wissenschaft braucht Ordnung: Forschungsdatenmanager Hans März zeigt, wie es geht	72



Neue Skills, neue Freunde: ISP 2025	76
Handshake im Herzen der Stadt	77
Spring School 2025: Globale Gerechtigkeit	78
„Wie aus meinem Praktikum sieben unvergessliche Monate wurden“	79
BIPS 2025	80
Mein Kirchentag: Reportage von Student Elijah Pouwels	82



Komm, wir treffen uns in der Kümmer-Kummer-Kneipe!	84
Politikst Du noch sauber??	86
Hilfe für Geflüchtete vs. Sicherheit für alle? Warum das ein falscher Widerspruch ist	87
Zeichen für Wissenschaftsfreiheit	88
„Ich wünsche mir Flugtaxi!“	90
Wieso wird man obdachlos?	90
Psychomotorik: Mehr als Bewegung	91
„Don't judge a book by its cover!“	92
Der verschollene Codex...	92
Master mit Wirkung	93
Wanderausstellung: ECHT MEIN RECHT!	94

Impressum	96
-----------	----



HOCHSCHULE

Das Leben und Studieren an der EvH Bochum ist bunt, vielfältig und macht (allermeistens) richtig viel Spaß. Vor allem der hohe Bezug zum echten Leben und zur späteren Berufswelt kommt bei den Studierenden sehr gut an. Das zeigen die Befragungen, die die Hochschule regelmäßig durchführt.

Dabei ist das Hochschulleben weit mehr als Vorlesungen und Leistungsnachweise. Es ist ein Raum für Begegnung, persönliches Wachstum und gemeinsames Erleben. Der Campus der EvH ist dafür die ideale Umgebung: Von der Bibliothek mit ihren 123.500 Medien schweift der Blick entspannt ins Grüne – hinüber zum Bochumer Ostpark, in dem derzeit viel in Bewegung ist und neuer, bezahlbarer Wohnraum entsteht. Die Aktionshalle lädt dazu ein, aktiv zu werden, während der schallisolierte Musikpavillon Raum bietet, sich musikalisch auszuleben. Wer Ruhe sucht, findet sie im Raum der Stille – ein Ort zum Durchatmen und Abschalten.

Vor allem aber sind es die engagierten Menschen, die unsere Hochschule so besonders, sozial und lebendig machen. Und wenn es doch einmal stressig wird, gibt es für jedes Anliegen die passende Anlaufstelle.

Auch 2025 gab es wieder einige Herausforderungen, die die Hochschulgemeinschaft gemeistert hat, und viele Anlässe zum Forschen, Netzwerken und Feiern, die uns noch näher zusammengebracht haben.

Im Jahresbericht 2025 gucken wir auf diese Highlights im Dreiklang:

Vielfalt – Zusammenhalt – EvH halt!

Dankbarkeit

für das
gemeinsam Erreichte



Kanzlerin Iris Litty verließ im September 2025 nach rund sechs Jahren die EvH Bochum und wechselte als Kanzlerin an die Universität Siegen. Zeit für einen Rückblick.

Liebe Frau Litty, in Ihrem Antrittsinterview war Digitalisierung ein bestimmendes Thema. Wie ist der Status quo?

Ich war gerade in der Kanzlerfunktion an der EvH gestartet, da kam die Corona-Pandemie. Es war schnell klar: Den Hochschulbetrieb können wir nur aufrechterhalten, wenn wir eine Ad hoc-Digitalisierung schaffen. Für mich war es quasi eine Feuertaufe, aber so kam das Thema, das zentral für viele Prozesse und Services ist, schnell auf die Agenda. Digitalisierung ist für mich kein Selbstzweck, sondern ein Tool, um zu unterstützen und Prozesse zu verbessern. Wir haben in kurzer Zeit viel geschafft und konnten so trotz der schwierigen Rahmenbedingungen den Hochschulbetrieb sehr gut aufrechterhalten. Das war eine große gemeinsame Anstrengung, die uns direkt zusammengeschweißt hat. Die EvH hat sich seitdem kontinuierlich weiter verbessern können.

In Ihrer Zeit ist am Campus einiges passiert – es wurde modernisiert, gebaut und umgestaltet. Was ist Ihr Lieblingsort?

Mein Lieblingsplatz am Campus ist die Sitzgelegenheit im Foyer unter dem Spruch ‚So wie Du bist‘. Es ist ein lichtdurchfluteter, einladender Ort, man hat alles im Blick und der Spruch passt einfach zu unserer Hochschule und zu den

Menschen, die die EvH ausmachen.

An und in der Hochschule hat sich viel verändert: Meine Vorgängerin hatte bereits viele Jahre gemeinsam mit den Trägern investiert, um die gemeinsame Vision von einer Campushochschule voranzutreiben. Durch Corona, den Ukrainekrieg und die damit verbundenen Baupreissteigerungen habe ich mich in den intensiven Planungssitzungen manchmal gefragt, was sich von den tollen Vorhaben angesichts der geänderten Rahmenbedingungen realisieren lassen wird. Umso mehr freue ich mich, dass das neue Studierendenwohnheim neben der EvH jetzt sicher kommt – das war mir ein Herzensanliegen und ist meine letzte Amtshandlung für die Träger und unsere Hochschule durch die Beurkundung beim Notar.

Wir haben nach innen und nach außen nachhaltig modernisiert und die Aufenthaltsqualität entscheidend gesteigert. Hierbei haben wir neben der Modernisierung des bestehenden Gebäudes und dem Aufbau einer zweiten Bibliotheksetage unter anderem eine Vielzahl neuer Grün- und Aufenthaltsflächen geschaffen, ein nachhaltiges Mobilitätskonzept umgesetzt, Ladesäulen für E-Autos installiert und zusätzliche Stellplätze auf bereits versiegelten Flächen eingerichtet. Hierdurch profitiert auch das umliegende Wohngebiet. Besonders haben wir uns über die Auszeichnung des Stifterverbands als ‚Hochschulperle‘ gefreut, die innovative, beispielhafte Hochschulprojekte würdigt. All diese Fortschritte waren nur durch die Anstrengungen aller Beteiligten möglich, dafür bin ich auch heute noch sehr dankbar.

In den letzten Jahren ist die EvH Bochum immer sichtbarer und beliebter geworden – im eigenen Quartier und in der Stadt Bochum. Warum war Ihnen diese Vernetzung so wichtig?

Die EvH hat schon immer eine ausgewiesene Expertise in ihren wissenschaftlichen Themenfeldern. Wir stehen als Hochschulgemeinschaft für eine stabile Wertebasis und tragen diese in unterschiedlichsten Formaten auch sichtbar in die Stadtgesellschaft. Die Hochschule hat sich außerdem auf den Weg gemacht, sich auch in ihrem Quartier zu vernetzen. Anstatt Mauern an Grundstücksgrenzen und Schranken an unserer Parkfläche zu bauen, setzen wir auf offene Türen, eine Mensa, die auch für Nachbarn aus den anliegenden Häusern eine Mahlzeit und gute Gesellschaft bietet. Die EvH ist ein Ort, an dem bereits viele Veranstaltungen für ein breites Publikum stattfinden konnten. Denn Hochschulen sind nicht nur Lehr- und Lernorte, sondern auch Demokratieräume. Zum Austausch und Diskurs gehört auch, sich zu öffnen und genau das tun wir auch für den Stadtteil und die Stadt.

Wenn Sie auf Ihre Amtszeit zurückblicken: Was waren aus Ihrer Sicht wichtige Meilensteine?

Neben der Digitalisierung und der Campus-Modernisierung gab es noch viele weitere Projekte, die mich begeistert haben, darunter etwa unsere neue Marketingkampagne ‚Ich will Sinn‘, mit der wir gezielt Studieninteressierte ansprechen. Oder die Organisationsentwicklung, die Personalentwicklung und -bindung. Wir konnten trotz der engen Finanz- und Personaldecke Bereiche ausbauen und Personalentwicklungspotenziale entfalten.

Eine ganze Menge innerhalb von fast sechs Jahren. Das war sicherlich nicht immer leicht ...

Wir stehen als Hochschulgemeinschaft zusammen, das macht uns aus. Während in stressigen Phasen Menschen oft egoistischer werden und verstärkt Rei-

bungen entstehen können, rücken hier bei uns in harten Zeiten alle noch näher zusammen. Das kollegiale Miteinander, die Menschenfreundlichkeit und Wärme, das macht die Arbeit hier aus. Wenn ich auf die Zeit an der EvH zurückblicke, steht über allem eine große Dankbarkeit, auch für das gemeinsam Erreichte. Wir haben die Hochschule gemeinsam zukunfts fest aufgestellt. Ich kann die EvH daher mit einem guten Gefühl verlassen und positiv zurück- und nach vorne blicken.

Was werden Sie von der EvH Bochum vermissen?

Die Menschen. Ich bin immer gerne zur Hochschule gefahren. Es gab neben den ganzen abwechslungsreichen Sachthemen, die wir gemeinsam bewegt haben, auch immer jemanden, der ein nettes Wort hatte, eine Minute Zeit oder an ganz harten Tagen auch mal eine Tasse Tee. Ich war als Leitung nicht isoliert, sondern durfte trotzdem Teil der Gemeinschaft sein. Das ist außergewöhnlich und das werde ich vermissen. Wir bekommen immer wieder gespiegelt, dass die EvH für viele Menschen ein Ort ist, an dem sie das erste Mal das Gefühl haben: Hier werde ich gesehen, hier bin ich willkommen. Das trifft besonders auf Erstakademiker_innen zu und auf Menschen, die eine Fluchtgeschichte haben. Die EvH ist ein guter Ort mit guten Menschen, die nicht nur für sich stehen, sondern sich für andere einsetzen. Das ist gerade in rauer werdenden Zeiten so ein hohes Gut, von dem ich mir wünsche und zuversichtlich bin, dass es erhalten bleibt.



Nach dem Weggang von Iris Litty (li.) übernahm Katja Blindenbacher (re.) vertretungsweise die Aufgaben der Kanzlerin und führte die Amtsgeschäfte mit großem Engagement fort.

Ab dem 1. April 2026 übernimmt **Dr. Stefan Niewöhner** das Amt des Kanzlers. Der Jurist war zuvor viele Jahre beim CVJM und bei der Evangelischen Kirche im Rheinland tätig.

Gemeinsam für ein gesundes Miteinander im Ruhrgebiet: EvH Bochum unterzeichnet Ruhr Charta StadtGesundheit

Das Ruhrgebiet soll ein gesunder Lebensort für alle Menschen sein, die hier wohnen, arbeiten und ihre Freizeit verbringen. Das ist das gemeinsame Anliegen aller Institutionen, die im Januar 2025 die „Ruhr Charta StadtGesundheit“ unterzeichnet haben – darunter auch die EvH. Die Ruhr Charta, entwickelt vom Forum StadtGesundheit Ruhr, fasst zentrale Leitmotive für eine gesundheitsfördernde Stadtentwicklung zusammen. Initiiert wurde das Forum von der Hochschule für Gesundheit Bochum, mit dem Ziel, die Lebensqualität in der Region zu verbessern. Die Charta wird von 26 Institutionen getragen, darunter Hochschulen, Vereine und kommunale Akteure, die den Ansatz „Health in All Policies“ der Weltgesundheitsorganisation (WHO) verfolgen. Dieser Ansatz sieht Gesundheit als gesamtgesellschaftliche Verantwortung. Die Mitglieder sind regelmäßig im Austausch und entwickeln künftig gemeinsame Forschungs- und Transferprojekte.

heit. Dazu gehören nicht nur gesunde, sozialgerechte Wohnverhältnisse, sondern auch inklusive Angebote, die Förderung nachhaltiger Mobilitätsformen und die Bewältigung der Folgen des Klimawandels. Besonders wichtig ist der EvH die Unterstützung vulnerabler Gruppen wie älteren Menschen, Menschen mit Behinderung und Kindern, die durch soziale, räumliche und klimatische Faktoren besonders gefährdet sein können: „Ein gesunder Lebensraum ist die Grundlage für soziale Teilhabe und ein friedliches Zusammenleben“, erklärt Prof. Dr. Hendrik Baumeister, Experte für Inklusive Quartiersentwicklung an der EvH. „Als Hochschule mit einem starken Fokus auf soziale Gerechtigkeit wollen wir dazu beitragen, das Ruhrgebiet zu einem Ort zu machen, an dem sich Menschen aller Altersklassen und jeglicher Herkunft mit und ohne Behinderungen wohlfühlen können.“

Gesund und sozial

Aus Sicht der EvH Bochum ist ein gesundes Miteinander das Herzstück der StadtGesund-

Weiterlesen?

Die vollständige Ruhr Charta StadtGesundheit ist hier verfügbar:



Was macht eine Stadt „gesund“? Wie sehen die Quartiere der Zukunft aus? Daran arbeiten und forschen die Unterzeichnenden der Ruhr Charta StadtGesundheit jetzt gemeinsam.

Vielfalt fördern

Die EvH Bochum ist offen für alle Menschen – unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Behinderung, Religion, sexueller Orientierung, Alter, sozialem Status oder anderen persönlichen Merkmalen. Um die gelebte Vielfalt am Campus weiter zu fördern und zu stärken, hat die Hochschule im Juni 2025 eine Diversitätsstrategie veröffentlicht. Ziel ist es, Diskriminierungen entgegenzutreten und Gleichstellung ganzheitlich zu denken. Die Diversitätsstrategie versteht sich als Ergänzung zu bestehenden rechtlichen Vorgaben. Sie schließt Lücken, in denen konkrete Regelungen fehlen, und geht über klassische Gleichstellungsansätze hinaus. Sie bezieht alle Hochschulangehörigen ein – Studierende ebenso wie Mitarbeitende in Lehre, Forschung, Verwaltung und Gäste.

Die Diversitätsstrategie verfolgt zwei zentrale Ziele:

- **Sensibilisierung und Abbau von Diskriminierung:**
Sie bietet einen Orientierungsrahmen für einen diskriminierungsfreien Umgang mit Vielfalt innerhalb der Hochschule. Dies beinhaltet die Förderung eines inklusiven Bildungs-, Forschungs- und Arbeitsklimas.
- **Strukturelle Verankerung:**
Diversität soll systematisch in Lehre, Forschung, Verwaltung und Hochschulsteuerung integriert werden. Studierende sollen gezielt auf professionelle Arbeitsfelder vorbereitet werden – insbesondere mit Blick auf die Werte sozialer Berufe, wie sie das Leitbild der EvH formuliert.



Klar dagegen: Strategie gegen Rechts

Auch mit neuen Leitlinien zum Umgang mit Rechtspopulismus und Rechtsextremismus setzt die Hochschule 2025 ein deutliches Zeichen für demokratische Kultur, Vielfalt und den Schutz ihrer Hochschulmitglieder. „Die neuen Leitlinien verdeutlichen, dass rechtspopulistische und rechtsextreme Ideologien unvereinbar sind mit den Werten der EvH Bochum und ihrem gesetzlichen Auftrag, Gleichwertigkeit, Menschenwürde und demokratische Grundprinzipien zu verteidigen“, erklärt Rektorin Prof. Dr. Dr. Sigrid Graumann.

Die neuen Leitlinien beschreiben drei zentrale Handlungsbereiche:

1. Sicherer Campus:

Die EvH Bochum versteht sich als diskriminierungsfreien Raum. Rechtspopulistische oder rechtsextreme Äußerungen und Handlungen werden klar benannt, adressiert und – wo nötig – sanktioniert. Betroffene erfahren Unterstützung, Lehrende und Mitarbeitende Orientierung und Handlungssicherheit.

2. Lehre mit Haltung:

Als Ausbildungsort für soziale, gesundheitliche und pädagogische Berufe bereitet die Hochschule ihre Studierenden darauf vor, rechtspopulistischen und rechtsextremen Argumentationen im Berufsalltag kompetent zu begegnen und gefährdete Gruppen zu schützen.

3. Forschung & Transfer:

Die EvH versteht sich als Ort politischer Bildung und gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Forschung zu sozialer Ungleichheit, Rassismus, Migration, Gender, Queerness oder Disability ist zunehmend Ziel rechtspopulistischer Angriffe. Die Hochschule stellt sich schützend vor ihre Wissenschaftler_innen und betont: Es gibt kein politisches „Neutralitätsgebot“, das die kritische Thematisierung antidemokratischer Ideologien verbieten würde.



Abschied mit Trommeln und Trara

Dass er nicht gerade leise in den Ruhestand geht, war wohl allen klar, doch dass die Lehrzeit von Prof. Dr. Thomas Greuel mit so einem Paukenschlag enden würde, war dann doch überraschend und unterhaltsam zugleich: Nach 17 Jahren an der EvH hielt der Musikpädagoge und Erziehungswissenschaftler Ende Juni 2025 seine Abschiedsvorlesung zum Topic „Zur individuellen und sozialen Bedeutung von Musik.“

Er sagt: „Gemeinsames Musikmachen kann Menschen unterschiedlicher sozialer und kultureller Hintergründe sowie mit und ohne Behinderung in leibhaftigen Kontakt miteinander bringen, ihre Kooperation und gegenseitige Rücksichtnahme sowie ihr achtsames, gegenseitiges Zuhören befördern und Tendenzen der Vereinsamung entgegenwirken.“ Gemeinsames und reflektiertes Musikmachen könne deshalb einen wichtigen Beitrag leisten zum gelingenden Leben der Individuen, zur Entwicklung einer möglichst inklusiven Gesellschaft sowie zur Humanisierung der Welt. „In diesem Sinne ist gemeinsames, inklusives Musikmachen weit mehr als eine musikalisch-künstlerische Tätigkeit. Es ist eine spezifische Form Sozialer Arbeit und gelebter Diakonie.“ Wie sich das live anfühlt, durfte das Publikum in mehreren Klangbeispielen selbst erfahren: Prof. Greuel setzte sich am Klavier mit Stücken von Johann Sebastian Bach oder Johann Krieger auseinander und verband die Musik mit persönlichen Meilensteinen aus seinem Leben. Dass Musik aber nicht nur etwas für Virtuosen ist, sondern auch sehr niedrigschwellig Menschen jeder Herkunft zusammenbringt, zeigte eine mitreißende Trommelperformance von rund 15 internationalen Studierenden.

Prof. Dr. Thomas Greuel studierte Orgel, Klavier und Chorleitung an der Hochschule für Musik Köln sowie Erziehungswissenschaften und Musikpädagogik in Köln und Frankfurt. Nach Tätigkeiten als Musikschulleiter, Organist und Chorleiter unterrichtete er zunächst an einer Gesamtschule in Moers, anschließend am Neukirchener Berufskolleg. 1999 promovierte er an der Uni Köln zum Thema „Soziale Inklusion als künstlerische und musikpädagogische Herausforderung“ und war dort bis 2008 in Forschung und Lehre tätig. Seit 2008 ist er Professor für Musik und Tanz mit dem Schwerpunkt Musikpädagogik an der EvH Bochum.



Mit einer Abschiedsvorlesung hat sich auch Prof. Dr. Carola Kuhlmann nach über zwanzig Jahren von der EvH Bochum verabschiedet. Die bundesweit renommierte Sozialpädagogin und ausgewiesene Expertin für die Geschichte der Sozialen Arbeit trat im Dezember 2025 in den Ruhestand. Seit ihrer Berufung 2003 prägte sie Lehre, Forschung und Selbstverwaltung der Hochschule maßgeblich. Sie leitete den Masterstudiengang „Soziale Inklusion: Gesundheit

Im Sommer 2025 verließ Prof. Dr. Michael Wendler nach mehr als 20 Jahren die Hochschule. Seit 2004 lehrte und forschte der Experte für Psychomotorik und Motologie an der EvH zu Themen körper- und bewegungsorientierter Lernprozesse sowie psychomotorischer Entwicklungsförderung in der Kindheit und Jugend. Zuvor war er zehn Jahre Leiter der Akademie für Motopädagogik und Mototherapie in Lemgo. In seinen Seminaren zur Bewegungs- und Motopädagogik verstand er es, Studierende für Bewegung zu begeistern und ihre didaktische Bedeutung erfahrbar zu machen. In seinen Publikationen setzte er sich u. a. mit den positiven Effekten körperlicher Aktivität auseinander und empfahl die Erweiterung körperlicher Ausdrucksmöglichkeiten in Bildungseinrichtungen.

Für die Fächer Deutsch, Mathematik und Sachkunde wird anhand vieler praktischer Beispiele „Bewegung als Lernprinzip“ als sinnstiftendes und wirksames Medium dargestellt, um Sachverhalte zu erschließen, Lösungen zu finden und kreativ weiterzuentwickeln.

Schon gewusst?

Weit über Bochum hinaus bekannt ist **Prof. Dr. Carola Kuhlmann** für ihr umfangreiches Publikationswerk. Ihr Buch „Geschichte Sozialer Arbeit I“ gilt als Standardwerk und ist in bereits fünfter Auflage erschienen.

und Bildung“, begleitete früh Promotionen und engagierte sich im Promotionskolleg NRW. Inhaltlich setzte Kuhlmann wichtige Impulse zur Theorie- und Professionsgeschichte der Sozialen Arbeit, zur Geschichte der Heimerziehung, zu Erziehung und Gewalt sowie zu Fragen von Geschlecht, Bildung und Inklusion. Große Beachtung fanden ihre Arbeiten zu Alice Salomon und zur Geschichte der EvH Bochum, einschließlich der Konzeption der Jubiläumsausstellung.



Prof. Dr. Michael Wendler blickt auf viele sportliche Highlights zurück: Seine Kompetenzen reichen von Trampolinspringen, Mountainbike und Inline-Skating über Tennis, Squash, Rudern, Segeln und Surfen bis zu autogenem Training. In der Leichtathletik bereitete er Teilnehmende auf das Deutsche Sportabzeichen vor. Er veranstaltete Skikurse für Menschen mit und ohne Behinderung und konzipierte erlebnispädagogische Angebote für Jugendliche wie Floßbau oder Wildwasserfahrten.



Ausgezeichnetes Engagement: Prof. Dr. Dr. Sigrid Graumann und Prof. Dr. Dirk Nüsken verleihen die Honorarprofessur an Dr. Ingrid Daniels (Mitte).

Honorarprofessur für Dr. Ingrid Daniels

Erst zum zweiten Mal überhaupt in ihrer Geschichte hat die EvH im Sommer 2025 eine Honorarprofessur verliehen: Die Hochschule zeichnet damit die südafrikanische Forscherin Dr. Ingrid Daniels für ihre akademischen Leistungen und für ihre Pionierarbeit im Cape Mental Health aus, der ältesten gemeindebasierten Organisation für psychische Gesundheit in Südafrika, die sie seit 2020 leitet. Prof. Dr. Dirk Nüsken, Prorektor für Forschung, Transfer und Internationales, unterstreicht bei der Verleihung: „Ingrid Daniels is much more than a leader. She is: A researcher. An educator. A networker. An activist.“

Was als erste Kontaktaufnahme durch die ehemalige Lehrende Prof. Dr. Theresia Degener begann, entwickelte sich zu einer erfolgreichen Partnerschaft zwischen der EvH und Dr. Daniels. Der gemeinsame Fokus: Das Engagement für die Rechte von Menschen mit Behinderung und den internationalen Austausch. Ihr Beitrag zum Internationalen Symposium zur UN-BRK an der EvH Bochum 2013 und ihre regelmäßiges Mitwirken im International Semester Programme (ISP) bereichern

die Hochschule fachlich wie menschlich. Welche Lehren können aus der Apartheid gezogen werden? Wie kann Inklusion gelingen? Wie wirken unterschiedliche Diskriminierungsformen zusammen?

In ihrem Festvortrag nahm Dr. Daniels die mentale Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in den Blick und setzte sie in Bezug zur Intersektionalität: „The costs of underfunded mental health are enormous! But it is not a hopeless situation – with support and early intervention in young age a good outcome for adult life can be achieved. In order to conduct relevant research, it is crucial to include the voice of those affected. Let us remain reflective and critical as researchers, practitioners and academics.“



Fit at work: Gesundheitstag 2025

Wer regelmäßig körperlich aktiv ist, kann damit das allgemeine Wohlbefinden und die körperliche, psychische und soziale Gesundheit steigern sowie das Herz-Kreislaufsystem und die Entwicklung des Muskel-Skelettsystems stärken – so sagt es das Robert Koch-Institut. Wie sich das am eigenen Leib anfühlt, konnten alle Mitarbeitenden der Hochschule beim Gesundheitstag 2026 ausprobieren:

Neben verschiedenen Bewegungsangeboten wie Yoga, Zumba, Aerobic oder Muskelentspannung standen Rückengesundheit und Tipps für ein gesundes Frühstück auf dem Programm. Bei individuellen Arbeitsplatzanalysen wurde überprüft, ob die Einstellung von Bürostuhl, Schreibtisch und PC ein ergonomisches Arbeiten ermöglichen.

App dafür!

Jetzt gibt es die EvH immer griffbereit in der Hosentasche: Im Sommersemester 2025 ist die neue Campus-App gestartet, die einen schnellen Zugriff auf Infos rund ums Studium sowie auf hochschulbezogene Nachrichten bietet. Die App basiert auf der von vielen Studierenden bereits genutzten „UniNow“-App und hilft, den Studien- und Arbeitsalltag zu erleichtern.

Schnell noch einmal checken, welche Veranstaltungen in dieser Woche anstehen? Oder was es heute in der Mensa gibt? In der Hochschul-App „EvH Campus“ gibt es alle Infos auf einen Klick. Auch E-Mails oder aktuelle Noten können direkt abgerufen werden – so geht keine wichtige Information verloren. Darüber hinaus bietet die App eine Übersicht über ausgeliehene Bibliotheksmedien sowie relevante Hinweise für neueingeschriebene Studierende.



Wer die UniNow-App schon genutzt hat, hat jetzt automatisch die EvH Campus-App. Alle anderen finden sie unter dem Suchwort „EvH Campus“ im jeweiligen App-Store.

Prof. Dr. Martin Weber



„Musik ist für mich ein Raum, in dem Vielfalt hörbar wird.“ Mit diesem Satz beschreibt Prof. Dr. Martin Weber treffend, was ihn als Musiker, Pädagogen und Forscher antreibt. Seit dem Wintersemester ist er Professor für Künstlerische Bildung und Musikpädagogik an der EvH Bochum. Seine Schwerpunkte: Improvisation, Inklusion und die Verbindung von künstlerischer Praxis mit pädagogischer Reflexion. Prof. Weber bringt langjährige Erfahrung aus der Förderschule, der inklusiven Pädagogik und aus der Hochschule mit. Gleichzeitig hat der 45-Jährige immer in Bands gespielt und steht bis heute mit verschiedenen Formationen auf der Bühne oder im Studio, u. a. mit dem Kabarettisten und Musiker Martin Zingsheim. An der EvH Bochum möchte er Studierende ermutigen, Musik neu und intuitiv zu erleben – als gemeinsamen, offenen Prozess. Im Interview erzählt er, worauf sich Studierende in seinen Seminaren freuen dürfen.

Was steht bei Ihnen jetzt auf dem Lehrplan? Wie möchten Sie Ihre Erfahrungen aus Lehramt und Sonderpädagogik einbringen?

In meiner neuen Aufgabe an der EvH Bochum kommen jetzt alle Aspekte meiner bisherigen Arbeit zusammen: Künstlerisches trifft Sozialpädagogik, Musikpraxis trifft Forschung. Insofern ist die Stelle ein Riesenglücksfall für mich – nicht zuletzt, weil ich in der künstlerischen Bildung mit einem so großartigen, diversen Team arbeiten darf. Mein Hauptanliegen in der Lehre ist, die Studierenden zu motivieren, selbst musikalisch-gestalterisch tätig zu werden und Musik als nonverbale Ausdrucksform zu entdecken. Dabei geht es auch darum, Zutrauen in die eigenen musikalischen Fähigkeiten zu gewinnen und musikpädagogische

Konzepte zu entwickeln. Mich interessieren vor allem die Voraussetzungen, die nötig sind, damit Menschen kooperativ musikalisch zusammenzukommen – egal, ob ich in der Kita-Gruppe bin, mit Demenzkranken arbeite oder mit Menschen mit Behinderung. Welche Hemmungen oder Barrieren gibt es hier gegebenenfalls und wie kann ich meine musikalische Praxis darauf abstimmen?

Was bedeutet für Sie „Vielfalt“ in Verbindung mit Musik?

Beim Musikmachen muss man aufeinander hören und sich auf andere einlassen – daraus ergeben sich sinnstiftende Begegnungsmöglichkeiten über Sprachbarrieren hinweg. Musik ist für mich ein Raum, in dem Vielfalt hörbar wird. Genau diese Erfahrungen möchte ich an der EvH weiter fördern. Im Programm „Bachelor & More“ biete ich ein Blockseminar an, in dem wir uns zu einem interkulturellen Musikensemble zusammenfinden. Wir beschäftigen uns mit den musikalischen Hintergründen der Teilnehmenden, befassen uns mit verschiedenen Kulturen und schauen, was sich daraus entwickelt. Langfristig könnte ich mir auch vorstellen, dass Interessierte hier aus der Nachbarschaft der Hochschule, vielleicht Menschen mit Fluchthintergrund, bei einem solchen Ensemble mitmachen. Gleichzeitig ist auch Inklusion ein Querschnittsthema, das ich den Studierenden musikalisch näherbringen will, weil es in ihrer späteren Arbeit eine wichtige Rolle spielt.

In Ihrer Dissertation haben Sie sich mit Gruppenimprovisation und inklusiven Lernformen beschäftigt. Wie wichtig sind Ihnen solche Formate in der Lehre?

Das finde ich einfach super spannend: Wir haben einerseits Leute, die noch nie etwas mit Musik zu tun hatten, andererseits sehr ambitionierte Studierende, die künstlerisch sehr weit sind – wie bringt man diese Heterogenität zusammen? Wie gelingt das gemeinsame Musizieren? Wie kommen wir in einen gleichen Rhythmus? Eine gute Möglichkeit ist die Improvisation, die einerseits sehr niedrighschwellig sein kann – alle können mitmachen – auf der anderen Seite aber auch Chancen bietet, mit dem eigenen Anspruchsgrad partizipieren zu können. Hier gibt es Übungen und Methoden aus der Sonderpädagogik oder der Community Musik, die ich mit den Studierenden erproben möchte. Ich bringe also nicht die Noten mit und alle spielen dasselbe, sondern wir schauen ganz individuell auf die Voraussetzungen und entwickeln uns von dort aus weiter.

Sandra vom Ende



Sandra vom Ende hat selbst an der EvH Soziale Arbeit studiert und anschließend eine Weiterbildung in Essen zur Systemischen Familientherapeutin sowie zur Fachkraft im Kinderschutz gemacht. Nach zehn Jahren in der Praxis, zuletzt als Fachbereichsleiterin in der Pflegekinderhilfe, kehrt sie nun zurück in den Hörsaal: Ihre Erfahrungen will sie an die Studierenden weitergeben. Dabei stehen die Kinder- und Jugendhilfe, Methoden der Sozialen Arbeit und Kommunikation bei ihr im Fokus. Außerdem ist die 32-Jährige fortan die neue Schnittstelle zwischen Praxiseinrichtungen und EvH, wenn es um Praktika für Studierende oder Kooperationen geht.

Im Sommer 2025 wechselten Sie nach vielen Jahren in der Praxis wieder an die Hochschule. Was ist das für ein Feeling?

Ich würde sagen, dass ich zwei Feelings habe: Einerseits fühlt es sich vertraut an, wieder am Campus zu sein – ich verbinde sehr positive Erfahrungen und Erinnerungen mit meinem Studium. Und ich kenne mich schon aus, Mensa und Studierendensekretariat sind noch am gleichen Ort. Andererseits hat sich auch einiges verändert. Viel wurde renoviert und umgebaut. Die neuen Räumlichkeiten sind sehr ansprechend geworden. Jetzt „auf der anderen Seite“ zu stehen und zu lehren, fühlt sich noch neu an – aber dadurch, dass ich zwischenzeitlich schon als Lehrbeauftragte an der EvH tätig war, ist der Einstieg relativ sanft. Auch wenn die Studierenden zum Teil ungefähr in meinem Alter sind, bewegen wir uns in klaren Rollen und gleichzeitig auf Augenhöhe – ich weiß ja selbst, wie es war, hier zu studieren. Jetzt bringe ich Berufserfahrung mit, kann diese zwei Welten zusammenführen und die Studierenden profitieren hoffentlich davon.

Wie sieht das ganz konkret aus? Wie bringen Sie die Erfahrung aus der Kinder- und Jugendarbeit in Ihre Seminare ein? Und welche Schwerpunkte setzen Sie dabei?

In meinen Veranstaltungen versuche ich Theorie und Praxis eng miteinander zu verknüpfen, etwa in der ambulanten Kinder- und Jugendhilfe: Wenn es um Hilfeplanung geht und darum, wie sie im Gesetz verankert ist, kann ich reale Erfahrungen einbringen, wie die konkreten Schritte und Maßnahmen aussehen. Was macht das Jugendamt und was macht ein freier Träger und welche Schritte sind dafür notwendig? Diese Einblicke schätzen meine Studierenden sehr. Wir besprechen im Seminar echte Fälle – anonymisiert natürlich – und lernen echte Menschen aus den Einrichtungen kennen. Wir machen praktische Übungen und Risikoeinschätzungen. Mir ist es nämlich total wichtig, dass die Studierenden ein authentisches Bild von ihrem späteren Arbeitsbereich haben. Das trägt dazu bei, eine Haltung zu entwickeln und zu vermitteln, dass die Arbeit des Jugendamtes das Herzstück der Kinder- und Jugendhilfe ist. Ich will Mut machen, sich für Kinderrechte einzusetzen, die Situation kontinuierlich zu verbessern und gleichzeitig zeigen, dass es schon jetzt viel erfolgreiche und gelingende Zusammenarbeit zum Schutz von Kindern und Jugendlichen gibt.

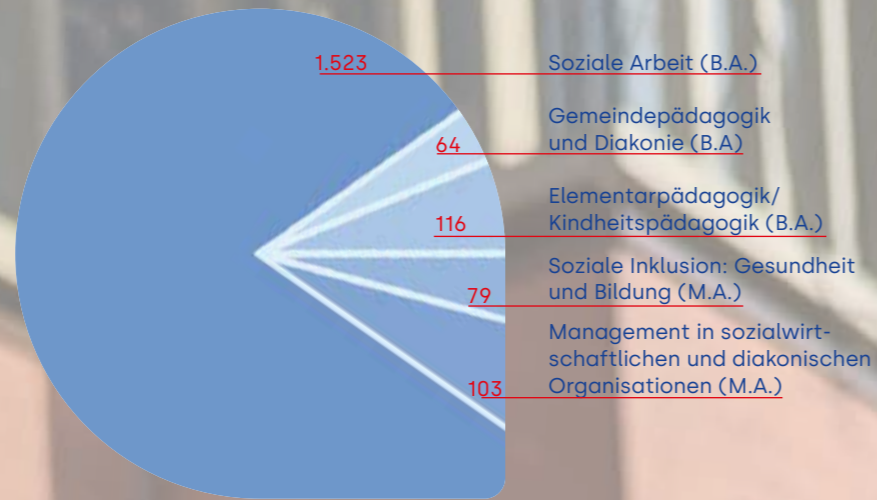
Welche wichtigen Botschaften für das spätere Berufsleben möchten Sie Ihren Studierenden mitgeben?

Entwickeln Sie eine professionelle Identität! Reflektion und Selbstreflexion sind dafür enorm wichtig. Als Menschen bringen wir auch immer unsere persönliche Erfahrung mit ein, trotz aller Professionalität, die wir uns erarbeiten können. Fordernde Situationen können etwas in uns persönlich auslösen. Darum ist es wichtig, innerlich gestärkt zu sein und eine professionelle Haltung entwickelt zu haben.

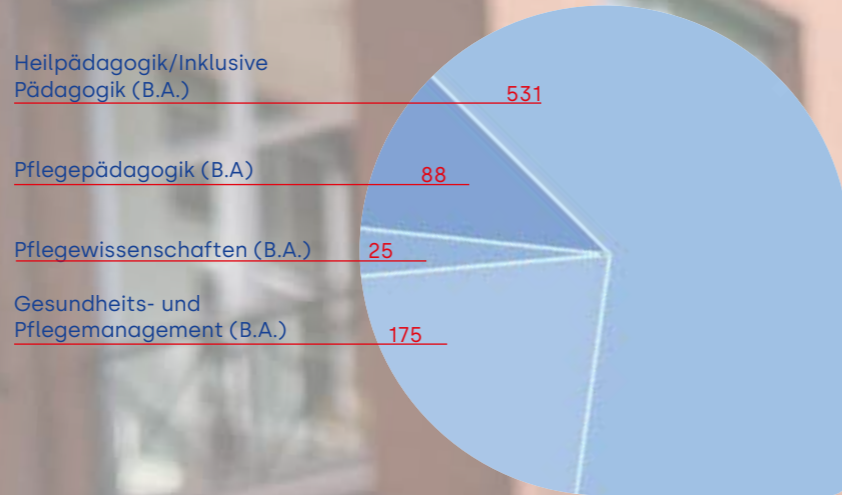
2025 in Zahlen

2.704 Studierende im Jahr 2025*:

Fachbereich I: Soziale Arbeit, Bildung und Diakonie



Fachbereich II: Heilpädagogik und Pflege



Studierende haben 2025 ihr Studium erfolgreich mit dem Bachelor oder Master abgeschlossen.

75
Prozent bewerten ihren Studieneinstieg als gelungen.

80
Prozent bewerten die Lernatmosphäre als gut oder sehr gut.

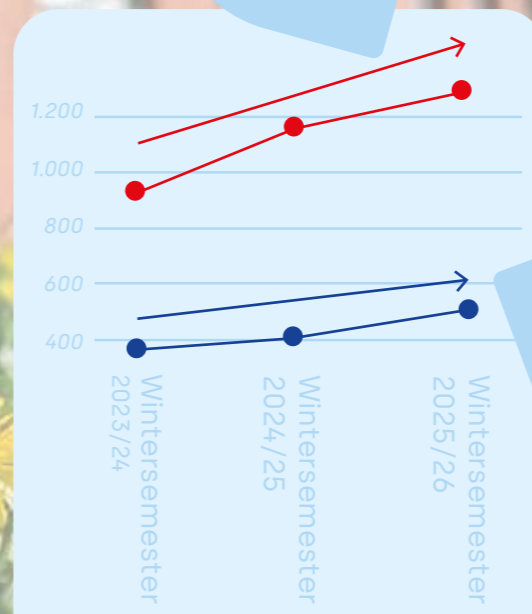
Die Hochschule führt regelmäßig Befragungen durch, um Lehre und Service zu verbessern. Studienstarter entscheiden sich vor allem wegen dem guten Ruf, regionaler Nähe, dem Studienangebot oder aufgrund eines festen Berufswunsch für die EvH.

90+
Prozent fühlen sich an der EvH Bochum top informiert.



*Stichtag: 01.12.2025

Studienplatz-Bewerbungen
+ 37,6%



Studienanfänger_innen
+ 40,5%



STUDIUM & LEHRE



Studium und Lehre an unserer Hochschule sind mehr als Wissensvermittlung – sie sind Begegnung, Engagement und professionelle Erfahrung. In diesem Jahr konnten wir eindrucksvoll zeigen, was wir gemeinsam erreichen: Unsere Studiengänge haben wir kontinuierlich weiterentwickelt und an aktuelle Anforderungen angepasst. 2025 konnten wir so den nächsten Meilenstein auf dem Weg zu neuen Studienangeboten erreichen, die vorbehaltlich der erfolgreichen Akkreditierung bereits im kommenden Herbst starten sollen – flexibel, dual und mit frischen inhaltlichen Ausrichtungen.

Die Zahlen der Bewerbenden sind weiter gestiegen und Lehrende wie Studierende wurden mehrfach für ihr besonderes Engagement ausgezeichnet. Besonders stolz sind wir auch auf die ersten Absolvierenden der Vertiefungsspur ASD, die wir gezielt „fit fürs Jugendamt“ gemacht haben. Ebenso erfreulich: Unsere Studierenden bewerten den Service und die Beratungsangebote am Campus durchweg sehr positiv – ein Zeichen, dass wir gut begleiten und unterstützen.

Lernen heißt bei uns auch, Neues zu wagen: Seminare finden in ungewöhnlichen Räumen statt – vom Bestattungsinstitut über die Boulderhalle bis hin zum kreativen Schwanenmarkt in der Bochumer City. Diese Orte wecken Neugier und verbinden Theorie mit Leben.

Geprüft. Gewachsen. Gewappnet.

Nah dran an der Praxis, flexibel, zukunftsorientiert – und zum Teil jetzt dual: Die EvH Bochum setzt auf exzellente Lehre in allen Studiengängen. 2025 ging die Hochschule darum in die Selbstreflexion und überprüfte entsprechend den gesetzlichen Vorgaben ihr Studienangebot: Stimmt die Qualität? Orientieren sich die Inhalte an den Anforderungen im Beruf? Passen Lehrpläne, Prüfungsformate und Ressourcen zusammen? Das Ergebnis überzeugt: Die EvH ist bestens aufgestellt. Im Oktober bestätigte eine externe Kommission die positive Entwicklung. Die neuen Studienangebote und -inhalte stehen somit ganz kurz vor dem letzten Step, der Akkreditierung.

**Das ist ab Wintersemester 2026/27 neu
(vorbehaltlich der Akkreditierung):**

BACHELOR

Soziale Arbeit (B.A.)

Der Studiengang wurde inhaltlich weiterentwickelt: Die Neuordnung der Module stärkt den Bezug zur Kerndisziplin Soziale Arbeit, neu konzipierte Seminare fördern den reflektierten Theorie-Praxis-Transfer und es wird eine neue Professur mit dem Schwerpunkt Professionsentwicklung eingerichtet. Zusätzlich zu dem Vollzeit- und dem Teilzeitstudiengang bietet die Hochschule nun auch ein neues duales Angebot an und arbeitet hierfür mit vielen Partnerinstitutionen zusammen. Das Studienkonzept wurde speziell dafür entwickelt, Beruf und Hochschule flexibel miteinander zu verbinden.

Heilpädagogik und Inklusive Pädagogik (B.A.)

Auch der Bachelor Heilpädagogik und Inklusive Pädagogik kann fortan sowohl in VOLL- und Teilzeit als auch praxisintegrierender Studiengang neben dem Beruf studiert werden. Bei der dualen Form gibt es feste Studientage, die individuell mit den Partnerinstitutionen festgelegt werden. Das Vorpraktikum entfällt.

Pädagogik der frühen Kindheit (B.A.)

(vorher: Elementarpädagogik/Kindheitspädagogik)

Der Studiengang qualifiziert dafür, die körperliche, kognitive und soziale Entwicklung von Kindern zu stärken. Die Umbenennung in „Pädagogik der frühen Kindheit“ soll zum einen die Breite der erziehungswissenschaftlichen Disziplin zeigen und andererseits die Fokussierung auf die Arbeit mit Kindern in den ersten sechs Lebensjahren hervorheben. Außerdem wird der Studiengang noch enger mit der Sozialen Arbeit verknüpft.

Gemeindepädagogik und Diakonie (B.A.)

Inhalte wurden präzisiert, ohne die bewährte Struktur zu verändern. Neue Lehrveranstaltungen kommen hinzu. Die Praktikumsvorbereitung startet schon im ersten Semester. Damit werden die Studierenden noch besser auf aktuelle praktisch-theologische Fragestellungen vorbereitet.

Pflegewissenschaft (B.A.) & Pflegepädagogik (B.A.)

Bei den etablierten Bachelor-Studiengängen Pflegewissenschaften sowie Pflegepädagogik wird berufliche Vorerfahrung künftig stärker anerkannt. Studierende können sich bereits erworbene Kompetenzen anrechnen lassen und den Bachelor in verkürzter Zeit absolvieren.



MASTER

Soziale Inklusion: Gesundheit und Bildung (M.A.)

Der Studiengang bereitet darauf vor, soziale Teilhabe in einer globalisierten, vielfältigen Gesellschaft mitzugestalten. Die fachliche Ausrichtung wurde jetzt nochmals gestärkt und die Studienstruktur vereinfacht. Neue Schwerpunkte beziehen sich auf globale Dynamiken sozialer In- und Exklusion. Dabei werden insbesondere die Zusammenhänge von Gender, Gesundheit und Klima im Kontext von Planetary Health in den Blick genommen. Auch die inklusive Kinder- und Jugendhilfe wird vertieft behandelt.

Management, Ethik und Transformation sozialer Organisationen

(vorher „Management in sozialwirtschaftlichen und diakonischen Organisationen“)

Vor dem Hintergrund von wirtschaftlichem Druck, Fachkräftemangel, Digitalisierung und gesellschaftlichem Wandel vermittelt der Studiengang zentrale Kompetenzen für verantwortungsvolle Führung. Er verbindet Managementwissen mit ethischer Reflexion und befähigt dazu, Veränderungsprozesse aktiv zu gestalten. Ziel ist es, Führungskräfte auszubilden, die soziale und gemeinwohlorientierte Organisationen sicher steuern und zukunftsfähig weiterentwickeln können.

Pflegepädagogik (M.A.)

Passend zum Bachelor bietet die EvH Bochum nun auch einen passenden Master in der Pflegepädagogik an: Der Abschluss qualifiziert für Lehr- und Leitungsaufgaben in der beruflichen Pflegebildung. Absolvierende werden darauf vorbereitet, die Herausforderungen im Gesundheitswesen anzugehen und tragfähige Lösungen zu entwickeln. Sie befähigen Auszubildende, pflegewissenschaftliche Standards sicher anzuwenden, Vielfalt im Berufsalltag professionell zu begegnen und mit hohem ökonomischem und zeitlichem Druck verantwortungsvoll umzugehen.

Master Advanced Nursing Practice (M.Sc.)

Der neue Master-Studiengang qualifiziert Absolvierende von Pflegestudiengängen für anspruchsvolle Aufgaben in der Patientenversorgung. Er vermittelt vertiefte klinische Expertise, wissenschaftliches Arbeiten und evidenzbasierte Pflege. Studierende lernen, komplexe Versorgungssituationen zu steuern, ethische Entscheidungen zu treffen, Teams fachlich zu führen und neue Forschungsergebnisse in die Praxis zu übertragen. Als Advanced Practice Nurses gestalten sie innovative Versorgungskonzepte und stärken die Pflege in interdisziplinären Teams. International gehören ANP-Fachkräfte oft schon zum Standard, in Deutschland ist die Weiterqualifizierung noch ziemlich neu.

NEUE MASTER

Vom Bildungsaufsteiger zum Wegbereiter: Landeslehrpreis für Prof. Dr. Lorenz Narku Laing

Diversität, soziale Teilhabe und eine diskriminierungsfreie Gesellschaft sind die Themen, für die Prof. Dr. Lorenz Narku Laing brennt. Als Professor für Sozialwissenschaften und Rassismusforschung an der EvH Bochum gibt er sein Wissen und seine Begeisterung an Studierende der Sozialen Arbeit weiter und unterstützt insbesondere Bildungsaufsteiger_innen in ihrer akademischen Laufbahn. Im Dezember 2025 wurde sein Engagement mit dem Landeslehrpreis gewürdigt: Als Gewinner in der Preiskategorie „Lehre an Hochschulen für angewandte Wissenschaften“ erhielt Prof. Laing 50.000 Euro für die Weiterentwicklung seiner Lehre. Der Preis wurde zum vierten Mal vom Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW sowie vom Deutschen Stifterverband in insgesamt fünf Kategorien vergeben. Wissenschaftsministerin Ina Brandes würdigte den besonderen Einsatz der Lehrenden: „Die Hochschullandschaft in NRW gehört zur internationalen Spitze. Das verdanken wir in besonderem Maße den Hochschullehrenden, die ihren Beruf als Berufung leben. Mit großem Engagement und didaktischer Exzellenz führen sie junge Menschen zu einem erfolgreichen Studienabschluss. Dabei leisten sie einen unschätzbaren Beitrag zur Persönlichkeitsbildung und zur Qualifizierung der Fachkräfte, die wir für unseren Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort brauchen.“

Für Prof. Laing von der EvH Bochum, dem gute Lehre seit vielen Jahren am Herzen liegt, ist die Auszeichnung eine große Ehre: „Im Wissenschaftsbetrieb werden der Einsatz und die Leidenschaft für Lehre leider manchmal nicht genug wertgeschätzt. Forschung, Publikationen oder die Netzwerkpfege haben oft einen höheren Stellenwert, wenn es um die wissenschaftliche Karriere geht. Diese Auszeichnung rückt die Hochschullehre als wichtigen Bildungsauftrag in den Mittelpunkt. Gleichzeitig macht sie mir Mut für die Zukunft, dass ich auf dem richtigen Weg bin – schließlich bin ich noch ein relativ junger Hochschullehrer“, sagt der 33-Jährige.

Viele seiner Coachings und Mentoring-Angebote hat er speziell auf die Unterstützung von Bildungsaufsteiger_innen zugeschnitten – so wie er selbst einer war: Lorenz Narku Laing wurde in Mainz als Sohn eines Jamaikaners und einer Ghanaerin geboren. Als ehemaliges Hartz-IV-Kind und BAföG-Höchstst-Empfänger habe er immer wieder erlebt, wie Bildung vom Geldbeutel der Eltern abhängt, sagt der heutige Hochschulprofessor. Jetzt hilft er jungen Talenten, die sich um Stipendien bemühen oder ein Master-Studium im Ausland machen wollen: „Ich möchte etwas tun, das Menschen mit erschwerem Zugang zu Bildung hilft, leichter in der akademischen Welt Fuß zu fassen. Darum möchte ich mit dem Preis-



geld Angebote entwickeln, die diese Personen gezielt dabei unterstützt, ihr Studium besser zu organisieren – vor allem hier im Ruhrgebiet, wo wir so viele Arbeiterkinder oder Menschen mit Migrationshintergrund haben. Das könnten besondere Schreibwerkstätten, Stipendienberatung und weitere digitale Inhalte sein, die meine Seminare ergänzen.“

Vermittler zwischen den Welten

Um über seine Themen zu sprechen, ist Prof. Laing überall unterwegs: Als Experte für Rassismusforschung ist er nicht nur ein gefragter Redner auf kirchlichen Veranstaltungen, in der Wissenschaft oder Wirtschaft. Er berät ebenso Sozialverbände, Politik oder kulturelle Organisationen. In der Jurybegründung heißt es: „Der Bildungsaufsteiger arbeitet an der Schnittstelle zwischen Sozialwissenschaft, politischer Bildung und Menschenrechtsarbeit. Er zeichnet sich durch eine herausragende Lehrkompetenz aus und bietet darüber hinaus Stipendien- und Beratungssprechstunden an, begleitet Studierende bei Bewerbungen, vermittelt Praktika sowie Auslandsaufenthalte und berät über Förderprogramme. Sein Wirken reicht zudem über die Hochschule

hinaus. Durch Lehrvideos oder Praxis-Handreichungen beispielsweise trägt er sein Wissen über Vielfalt und Diskriminierung in breitere gesellschaftliche Kontexte und macht diese öffentlich zugänglich.“

Junges, wichtiges Lehrgebiet

Bei 52.000 Professuren in Deutschland haben derzeit nur drei eine offizielle Denomination im Bereich Rassismusforschung. Das belegen aktuelle Zahlen des Wissensnetzwerks Rassismusforschung: „Es ist also ein besonderer Leuchtturm, dass wir hier an der EvH Bochum eine solche Professur haben, die in der Hochschullandschaft noch sehr selten ist“, sagt Prof. Laing. „Die Auszeichnung und das damit verbundene Preisgeld, das ich jetzt in der Lehre einsetzen darf, helfen mir dabei, das Thema dauerhaft und strukturell in unserer Ausbildung in Sozial-, Gesundheits- und Bildungsberufen zu verankern und sichtbarer zu machen. Es ist ein Thema, nach dem unsere Gesellschaft ruft, und dass – leider – immer bedeutsamer wird, weil die Zahl der Personen, die von rassistischer Diskriminierung betroffen sind, stetig zunimmt.“

Prof. Dr. Lorenz Narku Laing ist Professor für Sozialwissenschaften und Rassismusforschung an der EvH Bochum. Zuvor arbeitete er am Geschwister-Scholl-Institut für Politikwissenschaft der LMU München, wo er in Politischer Theorie promovierte. Er absolvierte einen Bachelor in Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt und erhielt seinen Masterabschluss von der Zeppelin Universität in Politik- und Verwaltungswissenschaft. Er ist Vertrauensdozent der Hans-Böckler-Stiftung, Beirat der Fachzeitschrift „Diversity in Recht und Wirtschaft“ und war Mitglied im Expert_innenrat Antirassismus im Bundeskanzleramt. In den letzten Jahren nahm er Gastdozenturen an der McGill University und an der University of Birmingham wahr. Für sein Wirken als renommierter Diversityberater und -forscher wurde er bereits mit dem German Diversity Award 2023, als „40 unter 40“ vom Capital Magazin und dem Innovationspreis Ehrenamt der bayerischen Staatsregierung ausgezeichnet. Für seine Tätigkeit als Hochschullehrer wurde Lorenz Narku Laing mit dem „Best Teaching Award“ der Zeppelin Universität und als Finalist beim „Mentor of the Year“ von Netzwerk Chancen e.V. gewürdigt. Er ist Mitglied der Jury des Deutschen Afrikapreises und gewähltes Kirchenleitungsmitglied der rheinischen Landeskirche.

Jubiläum: Drei Jahrzehnte Pflegestudium an der EvH

Pflegenotstand war bereits im Jahr 1995 ein bestimmendes Thema im Gesundheitswesen: Damals gingen viele Beschäftigte auf die Straße, um bessere Arbeitsbedingungen in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen einzufordern. Die EvH Bochum reagierte auf den Fachkräftebedarf mit der Gründung des damals völlig neuartigen Bachelor-Studiengangs „Pflege“ – und gehörte damit zu den Vorreiterinnen in der Hochschullandschaft. Heute, 30 Jahre später, steht die Pflegebranche weiterhin unter erheblichem Druck: In Deutschland sind Ende 2024 rund 5,6 Millionen Menschen pflegebedürftig. Ihre Zahl hat sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt. Die Anstrengungen an der EvH, Pflegeberufe weiter zu akademisieren und so Versorgung zu verbessern, gehen darum unermüdlich weiter.

„Die Situation verdeutlicht, dass der Fachkräftemangel kein vorübergehendes Phänomen ist, sondern strukturelle Ursachen hat – und dass die akademische Pflegeausbildung eine entscheidende Rolle spielt, um dem wachsenden Bedarf zu begegnen“, sagt Studiengangsleiterin Prof. Dr. Karin Tiesmeyer im Festakt zum Jubiläum. „Uns treibt schon immer die Frage an: Wie begeistern und qualifizieren wir mehr Leute für den Pflegeberuf?“

Ganz nah dran an der Praxis

Denn der tatsächliche Bedarf an Fachpersonal ist riesig groß. In den vergangenen drei Jahrzehnten hat sich das Pflegestudium an der EvH Bochum immer weiter ausdifferenziert. Neben der Pflegewissenschaft kamen neue Bachelor-Studiengänge in den Bereichen „Gesundheits- und Pflegemanagement“ und jüngst „Pflegepädagogik“ hinzu – gepusht von den vielen Praxispartnern der Hochschule und den Studierenden selbst. „Dadurch, dass unsere Studiengänge auf eine berufliche Qualifizierung aufbauen, bringen die

Studierenden bereits viele Kompetenzen mit und wissen am allerbesten, wo die täglichen Herausforderungen im Beruf liegen“, berichtet Prof. Dr. Andrea Kuhlmann, Lehrende im Bereich Pflegepädagogik. Der Transfer zwischen Theorie und Praxis war darum von Anfang an ein wesentlicher Baustein in den unterschiedlichen Pflegestudiengängen der EvH. Und noch eins haben alle Pflegestudiengänge gemeinsam, so Prof. Kuhlmann weiter: „Sie bringen wissenschaftliche Perspektiven in die Praxis und können dadurch Versorgung ganzheitlich verbessern. Wir wollen unsere Absolvierenden dazu befähigen, Veränderungsprozesse im Gesundheitswesen aktiv mitzugestalten.“ Wenn es darum geht, die Versorgungssicherheit langfristig zu sichern, müssten die großen strukturellen Probleme angegangen wer-

den, betont Prof. Tiesmeyer: „Zwar wurden in Deutschland intensiv Pflegestudiengänge aufgebaut, aber gleichzeitig hat man versäumt, die passenden Arbeitsplätze in der Praxis zu schaffen, also den akademisierten Pflegenwissenschaftler_innen andere, ganz neue Berufsperspektiven zu eröffnen.“ Dabei zeigten großangelegte Studien, dass etwa Sterberaten niedriger würden oder es zu weniger Komplikationen komme, wenn die Pflegekräfte entsprechend qualifiziert seien. Wir sehen, dass sich die soziale Teilhabe erhöht und gleichzeitig die Patient_innen zufriedener sind. Auch die Pflegekräfte selbst sind zufriedener, wenn sie ihre Qualifikation sinnstiftend einsetzen können – das verbessert wiederum die Bindung von Beschäftigten. Und das brauchen wir unbedingt.“



Die hauptamtlich Lehrenden in der Pflege setzen sich insbesondere für einen guten Theorie-Praxis-Transfer ein (v.l.n.r.): Prof. Dr. Andrea Kuhlmann, Prof. Dr. Karin Tiesmeyer, Prof. Dr. Miriam Ballschmieter, Prof. Dr. Reinhard Lenz und Prof. Dr. Birgit Schuhmacher.

Bestes Vorbild: TalentAward Ruhr ehrt Engagement in der Jugendarbeit

„Ich bin selbst ein Arbeiterkind gewesen und habe schon in meiner Schulzeit einen Unterschied zu Mitschüler_innen wahrgenommen, die z. B. in einem Akademikerhaushalt großgeworden sind“, erzählt Berat Davulcu. „Mir hat das Wissen über Studienmöglichkeiten und -bedingungen gefehlt oder auch bestimmte Kontakte. Viele haben keine Ahnung von BAföG oder Stipendien.“ Dieses Wissen gibt er an die nächste Generation weiter: Der 25-jährige Heil- und Inklusionspädagoge Berat Davulcu gründete das Projekt „Talentscouting trifft Jugendarbeit“ in der islamischen Gemeinde Herne-Röhlinghausen. Dafür wurde er 2025 mit dem TalentAward Ruhr für Ehrenamt ausgezeichnet, der jedes Jahr von der Stiftung TalentMetropole Ruhr vergeben wird.

Gemeinsam mit Ehrenamtlichen bietet Berat Davulcu kostenlose Nachhilfe, Workshops zu Lernstrategien, Methodenkompetenz und Selbstorganisation sowie individuelle Beratung an, um Kindern und Jugendlichen mehr Chancengerechtigkeit zu ermöglichen – alles kostenfrei. Darüber hinaus finden Heranwachsende in der Gemeinde Rückhalt und Orientierung durch gemeinsame Freizeitaktivitäten und soziales Engagement.



Spannende Einblicke in Berats Engagement gibt es hier im Video:



Deutschlandstipendium: Echter Gewinn für Studierende und Fördernde

„You've got a friend in me“ tönt es aus den Lautsprecherboxen bei der feierlichen Vergabe der Deutschlandstipendien an der EvH. Passender könnte der musikalische Beitrag nicht sein. Denn genau das ist einer der Grundgedanken, die das Stipendienprogramm so besonders machen: Neben der finanziellen Förderung soll es engagierte Studierende und Partnerinstitutionen aus der Praxis zusammenführen. So wie Friederike Nagel, Studentin der Sozialen Arbeit, und ihre Fördernde Annika Machleit-Ebner, Direktorin der Personalentwicklung beim Evangelischen Verbund Augusta Ruhr (EVA Ruhr).

Engagement in bewegten Zeiten

„Ein gutes Miteinander in unserer Gesellschaft liegt mir sehr am Herzen“, sagt Friederike Nagel. „Darum wollte ich schon immer in einem Bereich arbeiten, in dem ich das soziale Klima aktiv mitgestalten und Menschen unterstützen kann – das scheint mir in diesen bewegten Zeiten wichtiger denn je.“ Als die 40-Jährige vor zwei Jahren ihr Studium an der

EvH Bochum beginnt, bringt sie schon jede Menge Berufs- und Lebenserfahrung mit: Nach der Ausbildung zur Kinderpflegerin schließt sie eine weitere Ausbildung zur Erzieherin ab und engagiert sich zusätzlich als Systemische Beraterin in der Jugendhilfe. Dabei kümmert sich Friederike Nagel nicht nur um ihre eigene, dreijährige Tochter, sondern unterstützt auch ihre Schwester bei der Kinderbetreuung, damit diese Schichtdienst und Ausbildung gleichzeitig meistern kann. Auch älteren Menschen aus der Nachbarschaft hilft sie im Alltag oder bei Behördengängen. Trotz dieses hohen Pensums steht bei ihrem Notendurchschnitt eine 1 vor dem Komma.

So viel Power und Engagement zahlen sich aus: Friederike Nagel ist eine von insgesamt 13 Studierenden, die 2025 mit dem Deutschlandstipendium ausgezeichnet wurden. Das Stipendium fördert Studierende und Studienanfänger_innen, deren Werdegang herausragende Leistungen in Studium und Beruf erwarten lässt, ein Jahr lang mit 300 Euro monatlich. Die Hälfte kommt dabei vom Bund, die andere Hälfte von privaten Förderern. An der EvH Bochum sind dies unter anderem der Evangelische Verbund Augusta Ruhr, die BIGEST Pflegeschule Bochum, die Evangelische Stiftung Volmarstein und die Sparkasse Bochum.

Dieses Bündnis ermöglicht den Aufbau eines Netzwerks und bietet ideale Unterstützung wie Mentoring, Praktika oder Fortbildungen. „Dies ist für beide Seiten ein Mehrwert: Die Partner können Talente frühzeitig kennenlernen und gezielt fördern, während die Studierenden wertvolle Einblicke in die Praxis erhalten“, sagt Annika Machleit-Ebner vom EVA Ruhr. „Als großer evangelischer Träger möchten wir im Rahmen des Deutschlandstipendiums gesellschaftliche Verantwortung übernehmen und soziales Engagement unterstützen. Bildung und Qualifizierung verstehen wir dabei als durchgängige Aufgabe – von der Ausbildung über das Studium bis zur

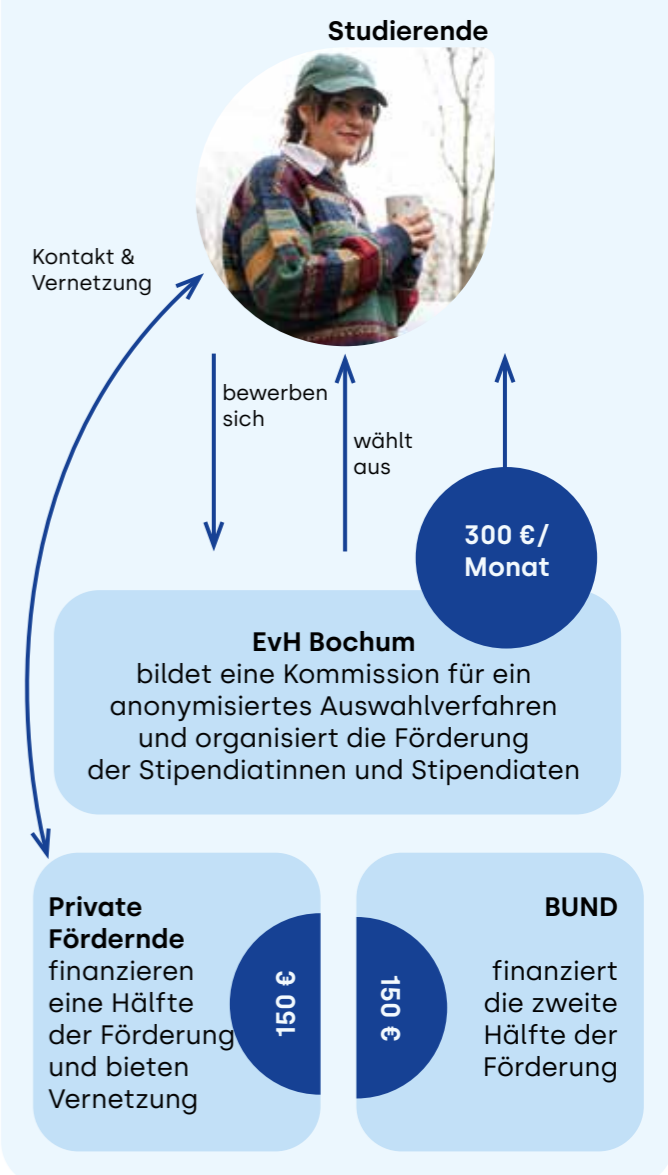


beruflichen Fort- und Weiterentwicklung. Die Evangelische Hochschule Bochum greift viele Themen auf, die gut zu uns passen, etwa Pflege, Teilhabe und Diversität.“

Nicht nur gute Noten zählen

Die Stipendiat_innen wählt die EvH Bochum in einem anonymisierten Bewerbungsprozess selbst aus. Die Auswahlkommission setzt sich aus Mitgliedern aller hochschulischen Statusgruppen zusammen. Dabei zählen aber nicht nur gute Noten, sondern ebenso soziales Engagement oder die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen. Bei der Vergabe der Stipendien werden ebenfalls Hindernisse im Lebens- und Bildungsweg der Bewerber_innen berücksichtigt. Die Stipendiat_innen erhalten das einkommensunabhängige Fördergeld in Höhe von 300 Euro pro Monat (zusätzlich zu BAföG-Leistungen) für mindestens zwei Semester und höchstens bis zum Ende der Regelstudienzeit. Die Bewerbungsphase findet jeweils im Sommer statt. Über den Start der Ausschreibung an der EvH Bochum werden alle Studierenden per E-Mail informiert.

So funktioniert das Deutschlandstipendium:



Win-win für beide Seiten:
Annika Machleit-Ebner (li.)
(EVA Ruhr) mit Stipendia-
tin Friederike Nagel (re.)

„Wir müssen reden – aber können wir es noch?“



Pfarrer Walter Lechner leitet gelingende Kommunikation aus der Bibel ab.

In unseren Lebenswelten treffen wir auf Haltungen und Überzeugungen, die das Miteinander-Reden nicht nur schwierig, sondern oft unmöglich machen. Welche Herausforderungen sich daraus bei der „Kommunikation des Evangeliums“ ergeben und welche Erkenntnisse aus der Konfliktforschung helfen können, war das große Thema beim Gemeindepädagogischen Studientag im Juni 2025. Die gut besuchten Keynotes boten einen differenzierten Einstieg ins Thema: Pfarrer Walter Lechner, Referent für Sozialraumorientierung in Diakonie und Kirche bei der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenent-

wicklung und diakonische Profilbildung (midi), ging auf theologische Grundlagen für Konfliktkultur ein. So sei die Bibel für ihn Konfliktbuch und Versöhnungsbuch zugleich. „Sie steckt voller Erfahrungen gelingender Kommunikation und heilender Beziehungen. Und auch wenn es zwischen Kain und Abel letzten Endes keine Einigung gibt, sondern einen Brudermord, gibt es dennoch Verständigung – nämlich zwischen Gott und Abel, der sich trotz der schrecklichen Tat dessen Bedenken und Ängsten annimmt und zuhört.“ Dr. Yann Rees vom Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) der Uni Bielefeld beleuchtete in seinem Vortrag sozialwissenschaftliche Perspektiven von Konflikt und Zusammenhalt.

Der **Gemeindepädagogische Studientag** ist eine Veranstaltung der EvH Bochum in Zusammenarbeit mit dem Pädagogischen Institut der Ev. Kirche von Westfalen und dem Pädagogisch-Theologischen Institut der Evangelischen Kirche im Rheinland und richtet sich an Beschäftigte in gemeindepädagogischen Arbeitsfeldern, Studierende und Alumni.

Dr. Yann Rees, im Vortrag haben Sie eine Studie vorgestellt, die belegt: dort, wo der Ausländeranteil niedrig ist, sind rassistische Handlungsweisen oder Hasskriminalität sogar ausgeprägter. Wie lässt sich das begründen?

Eine Interpretation ist, dass wir Kontakt brauchen – und zwar echten, erlebten Kontakt – um Vorurteile abzubauen. Aus der Forschung wissen wir, dass Menschen, die zu Vorurteilen neigen, auch eher zu abwertenden Einstellungen tendieren. Noch wesentlicher ist für mich aber der Einfluss von politischen Normen und Normalität – also die Frage danach, was auf die persönliche Einstellung einwirkt. Die starke Präsenz von rechten Gruppierungen und Parteien wie der AfD ist aus meiner Sicht ein ganz wesentlicher Faktor: Wenn rechte Positionen unwidersprochen bleiben, werden sie nach und nach zur „Mehrheitsmeinung“.

Die Menschen bekommen also das Gefühl, sich für die Mehrheit, für das Volk einzusetzen und das kann wiederum als Legitimation für ideologisch motivierte Straf- und Gewalttaten dienen.

Unsere Gesellschaft braucht also unbedingt mehr Kontakt. Die physischen Räume für solche Begegnungen werden aber immer weniger, vieles rückt in die digitale Welt. Welche Risiken sehen Sie darin?

Wir brauchen Orte, an denen man Konflikte austragen kann – am besten, um Zusammenhalt zu fördern, oder zumindest, um Zusammenhalt nicht weiter zu schädigen. Dazu zählen Kirchengemeinden ebenso wie Orte, die man nicht sofort assoziiert, nämlich Kneipen, Büdchen oder Vereine. Physische Orte, die in vielen Teilen Deutschlands immer weniger werden. Und ich sage bewusst physisch und nicht online, weil ich glaube, dass in digitalen Diskussionen noch einmal ganz andere Normen und Regeln gelten. Im direkten Interagieren, wenn man sich gegenübersteht, lassen sich Konflikte zielführender lösen.

Wo liegen denn die Gefahren für die Gesellschaft, wenn wir solche Konflikte nicht mehr austragen?

Wenn Konflikte unausgetragen bleiben, fangen sie an zu schwelen und sich tiefer in den Köpfen zu verankern. Bestimmte politische Akteure, vor allem aus dem rechten Spektrum, machen sich das gezielt zu Nutze. Hinzu kommen Konflikte, die konstruiert oder größer geredet werden, als sie eigentlich rein politisch, wirtschaftlich oder sozial sind. Denken Sie beispielsweise an Migrationsdebatten, die häufig nicht sachgerecht geführt werden, sondern auf Hören-Sagen und Meinungen beruhen. Darin sehe ich eine Gefahr – dass man die Hoheit darüber verliert, wie Konflikte überhaupt austragen werden. Leute, die gar kein Interesse an einer Konfliktlösung haben, sondern den Diskurs vernichten wollen, sind sehr schwierige Diskussionspartner_innen. Um wieder miteinander ins Gespräch zu kommen, können sehr einfache Kommunikationsregeln helfen und dass man gemeinsame Wertvorstellungen festlegt z. B. den Grundsatz: Menschen machen vielleicht auch mal Probleme, aber Menschen sind niemals Probleme.



Dr. Yann Rees fordert mehr echten Kontakt an realen Orten.



Fit fürs Jugendamt: Erste Absolventin der neuen Vertiefungsspur ASD

Kein Tag ist wie der andere im Jugendamt Hattingen – aber genau das gefällt Laura Schiprowski so gut an ihrer Arbeit. Die 24-Jährige unterstützt und berät Familien mit Betreuungsbedarf, moderiert Konflikte in der Trennungs- und Scheidungsberatung und kümmert sich mit viel Engagement um gefährdete Kinder und Jugendliche. Auf die herausfordernden Aufgaben im Jugendamt hat sie sich schon im Studium bestens vorbereitet: Laura Schiprowski ist nämlich die erste Absolventin der „Vertiefungsspur ASD“ an der EvH Bochum. In dem neuen Qualifizierungsangebot innerhalb des Bachelor-Studiums Soziale Arbeit lernen Studierende das Arbeitsfeld des Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD) kennen und können schon früh ausloten, ob sie den komplexen Anforderungen gewachsen sind.

Kindeswohl an erster Stelle

„Gerne würde ich Montagmorgens in Ruhe meine E-Mails checken und die Woche durchplanen, aber wenn das Telefon klingelt und ich den Hinweis bekomme, dass irgendwo ein Kind Hilfe braucht oder eine Kollegin Unterstützung benötigt, muss es schnell gehen. Dann gibt es in dem Moment nichts Wichtigeres für mich“, sagt die gebürtige Hattingerin, die jetzt für den Stadtteil Niederwenigern zuständig ist. Sie macht Hausbesuche, führt viele Gespräche, berät sich mit ihren Kolleginnen zum weiteren Vorgehen und legt Ziele im sogenannten Hilfeplan fest. Manchmal muss die Sozialarbeiterin auch erst einmal einen sicheren Platz für gefährdete Kinder und Jugendliche finden und weitere offizielle Stellen benachrichtigen. „Das fordert natürlich ein hohes Maß an Fingerspitzengefühl und Spezialwissen.“ Auch akute Gefährdungslagen, bei denen es um Missbrauch, Gewalt, Drogen oder Vernachlässigung gehe, schre-

cken sie nicht ab, sagt die junge Frau, die gerade erst ihr Studium beendet hat, aber schon so selbstbewusst und abgeklärt wirkt wie jemand mit vielen Jahren Berufserfahrung. In der „Vertiefungsspur ASD“ an der EvH Bochum wurde Laura Schiprowski inhaltlich bestmöglich auf die herausfordernden Tätigkeiten vorbereitet: Auf dem Stundenplan stehen z. B. Gesprächsführung, Stellungnahmen vor Gericht, die klientenzentrierte Beratung oder eine „Fallwerkstatt“, in der die Studierenden echte Fälle theoretisch durchspielen und unter Anleitung Lösungswege entwickeln. Das verpflichtende Praxissemester verbringen die Studierenden außerdem in kooperierenden Jugendämtern.

„Der Bedarf an Fachkräften ist hier riesig und wird es auch in Zukunft bleiben“, prognostiziert Fabian Leopold, Abteilungsleiter „Erzieherische Hilfen“ beim Jugendamt Hattingen: „Natürlich stellen wir bevorzugt Leute ein, die schon wissen, worauf sie sich einlassen. Wir brauchen ‚Überzeugungstäter‘ in unseren Reihen – also gut qualifizierte Menschen, die viel Herzblut und Flexibilität mitbringen.“ „Ich mag die tägliche Abwechslung“, sagt Laura Schiprowski. „Keine Familie ist gleich, die Problemlagen sind extrem individuell und lassen sich nicht vergleichen. Es gibt also keine festen Muster, ich lerne jeden Tag etwas Neues dazu. Natürlich begeben sich dabei auch in unangenehme Situationen, die ich dann meistern muss. Die Arbeit ist sehr anspruchsvoll. Aber gerade das macht es so spannend. Ein klassischer Nine-to-five-Job wäre sicher nicht so erfüllend für mich.“

Passgenaues Angebot

Das Projekt „Vertiefungsspur ASD“ wird vom Ministerium für Kinder, Jugend, Familie, Gleichstellung, Flucht und Integration des Landes NRW gefördert. Mit dem erfolgreichen Abschluss der ersten Absolvierenden blickt die Hochschule positiv auf das Projekt: „Unsere bisherigen Erfahrungen zeigen, dass sich die neuen Inhalte gut mit individuell gestellten Studienverläufen verbinden lassen und wir Studierenden damit ein attraktives Angebot zur fachlichen Vertiefung innerhalb von meist zwei Semestern bieten“, sagt Prorektor Prof. Dr. Dirk Nüsken.

Tabus begraben

„Heute geht's ins Bestattungsinstitut“ – kein typischer Satz im Campusalltag, aber einer, der Leben in die Lehre bringt: Im Seminar „Sterben und Tod in Gesellschaft und Kultur“ besuchten Studierende der Sozialen Arbeit den Bochumer Bestatter Christian Fritz. Dabei erhielten sie seltene Einblicke und ehrliche Gespräche über das, was wir sonst lieber verdrängen: den Tod.

Wie sieht ein normaler Arbeitstag aus? (Spoiler: ganz schön stressig!) Was passiert mit den Verstorbenen nach dem Tod? Und was ist beim Umgang mit Angehörigen oder Behörden zu beachten? „Diese Aspekte sind besonders für Studierende interessant, die später einmal im Sozialdienst tätig sind: Wie ist der Ablauf, wenn jemand im Pflegeheim verstirbt?“ sagt Seminarleiterin Dr. Franziska Proskawetz, „Darum haben sie sich den Ausflug explizit gewünscht.“

Christian Fritz, Bestatter in dritter Generation, führt durch Kühlkeller, Präparationssaal, Trauerhalle und erzählt vom Abschiednehmen, von Bestattungsformen und davon, wie er sich um seine psychische Gesundheit kümmert: „Die Kunst ist, empathisch zu sein, aber sich selbst eine Grenze zu setzen – für die eigene Seelenhygiene. Mein Arbeitssakko ist meine Uniform, mein professioneller Schutzbereich. Da lasse ich nichts durch.“ Am meisten „Spaß“ habe er bei seiner Arbeit, wenn er Körperrekonstruktionen vornehme: „Wenn ich z. B. ein Unfallopfer vorbereite und schminke, habe ich den Ansporn, dass die Angehörigen den Verstorbenen in seiner vertrauten Erscheinung wiedersehen können.“

Das Bestattungsinstitut ist kein gewöhnlicher Lernort – und doch ein Raum voller Erkenntnisse, findet Teilnehmerin Elmy aus dem 6. Semester: „Mich hat es immer schon interessiert, wie es hinter den Kulissen zugeht und

was mit dem Leichnam passiert, bevor man beerdigt wird. Ich habe aber generell ein eher nüchternes, distanzierendes Verhältnis zum Thema Tod. Für mich war es darum gar nicht abschreckend, sondern total interessant.“



Neue Pädagog_innen
braucht das Land!



In Zeiten des demografischen Wandels und politischer Unsicherheiten steht unsere Gesellschaft vor großen Herausforderungen. Besonders der Fachkräftemangel in pädagogischen Berufen ist alarmierend: Prognosen der Bertelsmann Stiftung zufolge fehlen allein in der frühkindlichen Bildung schon jetzt, im Jahr 2025, bundesweit etwa 113.700 Fachkräfte. Diese Engpässe beeinträchtigen nicht nur die Bildungsqualität, sondern auch die gesellschaftliche Teilhabe und Chancengleichheit. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Diskussion über Professionalität in der Frühpädagogik immer mehr an Bedeutung: Wie können künftig mehr Fachkräfte für dieses Berufsfeld gewonnen werden? Wie lässt sich langfristig gewährleisten, dass das Qualifikationsniveau nicht sinkt – trotz Quereinsteigenden oder neuen Berufsbezeichnungen?

Diese und weitere Fragen beleuchtete die Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE im März 2025 an der EvH Bochum. Thema dieses Mal: „Pädagogische Professionalität und Profession – eine Frage der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung?“ Die rund 70 Teilnehmenden setzten sich mit dem Spannungsfeld von Geschlecht und Professionalisierung auseinander: Nach wie vor seien pädagogische Berufe stark durch Geschlecht geprägt, was nicht nur Einfluss auf die gesellschaftliche Anerkennung, sondern auch auf Löhne und Karrierewege habe, sagt Prof. Dr. Thomas Viola Rieske im Interview.

Warum spielt die „Professionalität“ gerade in der Erziehungswissenschaft eine so große Rolle?

Der Begriff der „Professionalität“ wird in der Pädagogik etwa seit den 60er Jahren verwendet. Als Professionen galten ursprünglich Berufe mit viel Autonomie, Wissenschaftsbezug und hoher gesellschaftlicher Bedeutung – klassischerweise in den Bereichen Jura, Medizin und Theologie. Ob pädagogische Berufe Professionen sind, gilt als strittig. Einerseits sind sie keine freien Berufe, sondern stark durch staatliche Regulierung geprägt. Andererseits stehen auch Pädagog_innen vor der Aufgabe, verschiedenste Wissensbestände eigenständig miteinander zu vermitteln, und Entscheidungen zu treffen, die für den gesellschaftlichen Zusammenhalt sehr wichtig sind. Teilweise wird sich mit der Bezugnahme auf „Professionalität“ ein Statusgewinn erhofft. Teilweise wird er auch genutzt, um entgegen einer Vorstellung von „ach, mit Kindern kann jeder arbeiten“ die Idee einer reflexiven und wissenschaftlich begründeten pädagogischen Praxis zu etablieren. Gerade im Umgang mit Nähe und Distanz ist das in den vergangenen Jahren zunehmend der Fall.

Wie hängen die Themen Geschlecht und Professionalität zusammen?

Die Berufe, die ursprünglich als „Profession“ galten, waren Berufe, die mehrheitlich von Männern ausgeübt wurden – zumindest im deutschen Sprachraum. Vielfach wurde und wird Frauen und queeren Personen abgesprochen, professionell handeln zu können. Vorurteile, die zum Teil bis heute andauern. Es wird dann angenommen, sie wären zu emotional, und zu wenig rational, oder zu politisch, um professionell handeln zu können. Aber das ist ein männlich und heteronormativ geprägtes Verständnis von Professionalität. Forschung zu den Merkmalen der Sozialen Arbeit oder der Elementarpädagogik haben gezeigt, dass sich Professionalität gerade auch durch die – reflektierte – Bezugnahme auf Erfahrung, auf das Persönliche und Biographische auszeichnet. Auf der Tagung wurde zudem verdeutlicht, dass im wissenschaftlichen Nachdenken über Professionalität oft die Geschlechterdimension ausgeblendet wird, obwohl sie für jegliche soziale Praxis bedeutsam ist.

Welche Botschaften können die Studierenden aus der Fachtagung ziehen?

Heutige Studierende müssen in ihrem eigenen Professionalisierungsprozess mit sehr widersprüchlichen Anforderungen und Erwartungen klarkommen. Einerseits sollen sie diversitäts- und gleichstellungsorientiert handeln. Zugleich wird diese Vorgehensweise aber gerade massiv in Frage gestellt. Sich dazu zu positionieren, ist für unsere Studierenden eine hohe Herausforderung, weil diese Aspekte so eng verwoben sind mit ihrer eigenen Existenz. Am Ende geht es darum, sowohl politische als auch biografische Ansprüche in pädagogisch legitime Ansprüche zu transformieren. Das heißt: Weder meine eigene biografische Prägung, noch meine politische Überzeugung oder die politischen Anforderungen anderer dürfen eins zu eins in die Pädagogik hineinfließen. Denn am Ende des Tages müssen immer die Adressat_innen und deren Bildungsprozesse im Mittelpunkt unserer pädagogischen Entscheidungen stehen.

Mit Selbstreflexion & Wolle die Gesellschaft heilen?

Studentin Julia Oertelt sammelt neue Erkenntnisse beim „Sanatorium für Diversität“



Therapieplätze sind rar und begehrt. Kein Wunder also, dass sich an einem Montagnachmittag im Mai so viele Interessierte an der EvH efinden, um ein besonderes Angebot in Anspruch zu nehmen: Sie alle wollen Teil des „Sanatoriums für Diversität“ sein und an den künstlerischen „Therapieangeboten zur Heilung der Gesellschaft“ teilnehmen. Lange Schlangen bilden sich vor der Rezeption, die für diesen Tag eingerichtet wurde. Dahinter: Freundliche Gesichter, die die Patient_innen begrüßen: „Bitte nehmen Sie in unserem Wartebereich Platz und füllen Sie den Anamnesebogen aus!“ Auch Julia Oertelt hat sich eingereiht und kriegt einen Zettel mit der Nummer 36 in die Hand gedrückt. Die Studentin besucht den Fachtag gemeinsam mit einer Kommilitonin. Doch viel Zeit werden die beiden heute nicht miteinander verbringen, denn die Therapiepläne sind hochindividuell und ergeben sich erst aus den ausgefüllten Fragebögen. „Wie fühlen Sie sich heute?“ heißt es da, oder: „Wie sehr fühlen Sie sich in der Lage, Ihr Leben selbst zu gestalten?“ Julia kreuzt „neugierig“ und „meistens ganz gut“ an und macht weitere Angaben zu persönlichen Ängsten und Eigenschaften. „Ich habe weder Angst vor Dunkelheit, noch gibt es Tabuthemen, über die ich mich nicht traue zu sprechen. Ich bin also gespannt, welche Maßnahmen ich hier überhaupt verordnet kriege“, sagt die 33-Jährige, die an der EvH den Master „Soziale Inklusion: Gesundheit und Bildung“ studiert.

Selbstreflexion ankurbeln

„Natürlich führen wir hier keine echte Therapie zur Behandlung von Krankheiten aus“, erklären Prof. Dr. Helene Skladny und Prof. Dr. Çinur Ghaderi, die die Aktion gemeinsam mit vielen Studierenden auf die Beine gestellt haben: „Wir wollen einen künstlerischen Zugang zu aktuellen politischen und gesellschaftlichen Themen schaffen, z. B. zum Thema Einsamkeit, Self-Care oder Diskriminierung. Unser Sanatorium hat das Ziel, die Selbstreflexion anzukurbeln.“ Die Atmosphäre ist trotzdem ziemlich authentisch. „Bei uns gibt es keine Privatpatienten. Alle müssen warten“, ruft Prof. Ghaderi lachend den Ausharrenden zu. Dann ist es so weit: Ein tiefer, metallischer Gong ertönt. Die ersten werden aufgerufen und in Gruppen zu ihrer Therapie geführt. Auch die Nummer 36 ist dabei und Julia findet sich gemeinsam mit weiteren Teilnehmenden bei Station 1 wieder: Affirmationstherapie. Draußen. Auf Kissen in der Sonne. Erstmal schön.

Das Thema ist dann doch recht ernst und bedrückend: Die zunehmende Isolierung in unserer Gesellschaft steht im Mittelpunkt und die Frage „Brauchen wir andere Menschen zum Glücklichen sein?“. Um Gedanken und Gespräche anzustoßen, gibt es einen großen Stapel Karten, die die Teilnehmenden durchstöbern. Die Affirmationskarten enthalten Aussagen in der Ich-Form, die zuversichtliche Denkweisen fördern sollen. Julia entscheidet sich für „Ich erlaube mir nur Positives in meinem Leben“. „Ich denke, das Eine kommt gar nicht ohne das Andere aus. Auch Negatives will ich mir gezielt erlauben, um zu lernen, konstruktiv damit umzugehen“, sagt sie selbstbewusst. Als die anderen ihre Gedanken zum nächsten Stichwort („Gutes Leben heißt für mich...“) teilen, zieht Julia heimlich ein kleines, grünes Büchlein aus ihrem Rucksack und macht sich selbst Notizen: „Für mein Essay“, lächelt sie vielsagend. „Ich beschäftige mich nämlich gerade intensiv mit dem Inklusionsbegriff und will den Gedanken aus der Gruppe gleich mitnehmen.“

Auf dem Weg zur nächsten Therapie passiert Julia ungewöhnliche Settings: Eine Gruppe, die sich gemeinsam als „Hutwanderungstherapie“ in Bewegung setzt. Oder die „Spiegeltherapie“, die einen Raum der Selbstbefragung und Reflexion zur Verfügung stellt. „Die kreativen Umsetzungsformen kommen alle von unseren Studierenden selbst“, erklärt Prof. Skladny. „Wir glauben, dass die gesellschaftlichen Probleme ungewöhnliche Herangehensweisen und ein weites Denken erfordern – außerhalb des Rahmens. Genau diese Haltung wollen wir bei unseren Studierenden stärken.“ Bei Station 2 ist dann Fingerspitzengefühl gefragt: Bei der „Heilfäden-Therapie“ erhalten die Teilnehmenden Stofffetzen, die Stichworte wie „Fremdenfeindlichkeit“ oder „Religiöse Diskriminierung“ enthalten. Julia muss nicht lange überlegen, greift zu einem grauen Filz mit der Aufschrift „Geschlechterstereotype“ und macht sich daran, den Stoff zu verzieren. Sie wählt bunte Wolle in sonnigen Farben, dazu alte Knöpfe und ein einzelnes rotes Röschen: „Ich möchte damit ausdrücken, dass Stereotype sich erst über die Zeit entwickeln oder entwickelt haben – wir können unsere Blickrichtung ändern.“

Hochschule als Spielwiese

Auf dem Rasen neben dem Haupteingang der EvH kommen die Teilnehmenden abschließend miteinander in Körperkontakt „Hier steht vor allem der Spaß im Vordergrund“, sagt Manta, die die „Spieletherapie“ coacht. Wie Kinder klatschen, lachen, bewegen sich die Studierenden über die Spielwiese. Alle 30 Sekunden wechselt das Gegenüber. „Hier üben wir spielerisch, sich auf andere einzulassen und auch, nicht immer alles so ernst zu nehmen.“ Ein guter Rat für die spätere Berufspraxis der Studierenden. Und was nimmt Julia mit von ihrem Therapietag? „Auf jeden Fall neue Inspiration für mein Lehr-Forschungsprojekt, zu dem ich gerade mit einer Kommilitonin arbeite. Solche Events sind auch eine super Möglichkeit mit Studierenden, auch aus anderen Studiengängen, und Leuten aus der Praxis in Kontakt zu kommen. Und generell unterstütze ich alles, was abseits von der Standard-Lehre angeboten wird – damit mehr Leute die Hochschule mit einer echten Haltung statt nur mit einem Abschluss verlassen.“

Das Sanatorium für Diversität fand statt im Rahmen der **Fachtagung „Diversitätssensible Praxis im Zeitalter des Rechtsrucks“**, die die EvH Bochum gemeinsam mit der Diakonie RWL ausgerichtet hat. Seit mehr als 20 Jahren arbeiten Hochschule und Diakonie eng zusammen und bieten den gemeinsamen **Zertifikatskurs „Basisqualifikation für eine diversitätssensible, professionelle Praxis“** für soziale Berufe in Kontexten von Migration und Flucht an. Im Fokus der Tagung standen die Fragen: Wie können Bildungs- und Sozialeinrichtungen eine diversitätssensible Praxis bewahren und stärken? Welche Herausforderungen und Chancen ergeben sich und welche Strategien sind notwendig, um Ausgrenzung entgegenzuwirken und demokratische Werte zu fördern?



Und plötzlich ist man alt ...



Dass Bewegungen im Alter beschwerlicher werden, erscheint erst einmal einleuchtend. Wie es sich aber tatsächlich am eigenen Körper anfühlt, konnten EvH-Studierende im Seminar „Longevity, Blue Zones und der ewige Wunsch nach Unsterblichkeit“ ausprobieren. Sie schlüpfen in Altersanzüge, die 30-40 Jahre zusätzlich simulieren: Allein die enge Weste wiegt 10 kg, dazu kommen 2,3 kg an jeder Fußfessel und 1,5 kg pro Hand. Halskrause, Handschuhe und Bandagen an den Schienbeinen schränken die Bewegungsfreiheit zusätzlich ein. Eine getrübbte Brille verkleinert das Sichtfeld und lässt alles, was am Rand passiert, verschwimmen. On top kommen noch dicke Kopfhörer, die das Hörvermögen deutlich beeinträchtigen. „Anfangs dachte ich noch, ‚ach das ist eigent-

lich noch OK, ein bisschen mehr Gewicht halte ich schon aus‘. Aber auf Dauer wird es dann echt unangenehm und immer belastender – vor allem der Gedanke, dass man im Alter nicht einfach den Anzug ausziehen kann. Das Gefühl bleibt dauerhaft“, berichtet Studentin Amrei. „Ich musste mich sehr konzentrieren, um mitzubekommen, wer was sagt. Vor allem wenn mehrere durcheinanderreden, ist es richtig anstrengend. Man braucht für alles einfach viel mehr Energie.“

Sich bücken oder ohne Hilfe vom Boden aufstehen sind eigentlich Alltagsbewegungen, die im Alter aber immer herausfordernder sein können. „Wir hatten im Vorfeld extra leichte Yogaübungen für ältere Menschen herausgesucht, die wir ausprobieren wollten – jetzt merken wir wie anstrengend es schon ist, nur die Hände über den Kopf zu heben oder frei zu atmen“, erklärt Seminarleiterin Dr. Franziska Proskawetz. „Wenn ich etwas aufheben will, verliere ich total das Gleichgewicht.“

Doch nicht nur körperliche Einschränkungen lassen sich durch den Anzug nacherleben: „Für mich ist es eigentlich noch viel beängstigender, was die Simulation emotional mit mir macht: Ich habe das Gefühl, nicht mehr zur Gruppe dazuzugehören. Ein totaler Kontrollverlust“, sagt Dr. Proskawetz. Nach dem Seminar sind sich die Studierenden einig: Sie haben jetzt mehr Verständnis und Empathie für ältere Klient_innen und die eigenen Großeltern.

Die **Geriatric** ist eine medizinische Spezialdisziplin, die sich mit den körperlichen, geistigen, funktionalen und sozialen Aspekten in der Versorgung von akuten und chronischen Krankheiten, der Rehabilitation und Prävention bei alten Patient_innen sowie deren spezieller Situation am Lebensende befasst. Aufgrund des demographischen Wandels und des absehbar steigenden Bedarfs an Fachkräften soll die Geriatric in der „Sozialen Arbeit“ an der EvH weiter ausgebaut werden.

Podcast zu Antisemitismus: Handeln statt Schweigen!

Eingreifen oder Schweigen? Selbst handeln oder hoffen, dass es jemand anderes tut? Wenn es um Antisemitismus in unserer Gesellschaft geht, braucht es Wissen, Zivilcourage und Räume, in denen über Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten gesprochen werden kann. Im Podcast der EvH Bochum steht darum Antisemitismus in seinen alltäglichen, theoretischen und institutionellen Dimensionen im Fokus. Unter dem Titel **„Handeln statt Schweigen – Wie Antisemitismus wirkt und was wir dagegen tun können“** diskutieren Expert_innen aus Wissenschaft, Bildung und Praxis, wie sich Antisemitismus heute äußert und welche wirksamen Gegenstrategien es gibt. In dem dreiteiligen Podcast spricht Jens Koller vom Kompetenzzentrum Studium und Lehre der EvH mit Betroffenen, Forschenden und Fachkräften, um persönliche Erfahrungen sichtbar zu machen, historische Kontinuitäten aufzudecken und nachhaltige Handlungsansätze aufzuzeigen.

Der Podcast richtet sich an Studierende, Fachkräfte aus sozialen Berufen und an alle, die Antisemitismus besser verstehen und wirksam bekämpfen möchten. Fundiert, praxisnah und lösungsorientiert – denn Schweigen ist keine Option.

Stimmen aus der Sozialen Arbeit

Für alle, die in die Praxis „reinhören“ wollen, gibt es den Podcast **„Nachgefragt – Stimmen aus der Sozialen Arbeit“**. Prof. Dr. Kristin Sonnenberg von der EvH stellt darin aktuelle Themen und interessante Gäste vor, darunter Anna Rizou, Bereichsleiterin für Integration & Quartiersarbeit im Diakoniewerk in Essen, mit der sie über sozialraumorientierte Soziale Arbeit und ihren Zusammenhang mit Migration spricht. Oder Birte Caspers-Schäfer, einer erfahrenen Bewährungshelferin am Landgericht Bochum, die einen Einblick hinter die Kulissen des ambulanten Sozialen Dienstes der Justiz NRW gibt.

Im Fokus der Podcast-Reihe stehen theoretisches Wissen in Kombination mit praxisnahen Beispielen. Interviews mit Fachkräften vermitteln hautnahe und spannende Einblicke in verschiedene Bereiche der Sozialen Arbeit. Jede Episode widmet sich dabei einem spezifischen Handlungsfeld und beleuchtet die dazugehörigen Methoden und Haltungen. Interessierte erfahren, wie Fachkräfte mit unterschiedlichen Adressat_innen arbeiten und welche Ansätze sie dabei anwenden.



EVH aufs Ohr

Reinhören auf dem Podcast-Channel der EvH:



Förderpreise 2025: Ausgezeichnete Ideen für ein besseres Morgen

Der Förderverein der Hochschule vergibt Preise für exzellente Abschlussarbeiten an der EvH. Diese Preise werden jährlich verliehen und zeichnen Bachelor- und Masterarbeiten aus, die durch ihre besondere wissenschaftliche und praktische Relevanz hervorstechen. Ziel dieser Auszeichnung ist es, herausragende akademische Leistungen zu würdigen und die Bedeutung der Hochschule für die Weiterentwicklung professioneller Praxis sichtbar zu machen.



**Der Preis des Fördervereins in Höhe von 700 Euro ging 2025 an:
Lukas Schorling, Soziale Arbeit**

B.A.-Arbeit „Männlichkeit(en) im Fußballstadion? – Geschlechtersensible Soziale Arbeit am Beispiel des Fanprojekts Bochum“, betreut durch Linda Haarmann, M.A., und Prof. Dr. Elke Hemminger Hemminger.

Toxische Männlichkeit ist ein Thema, das gesellschaftlich viel diskutiert wird. „Darum war ich etwas überrascht, wie wenig Fachliteratur es dazu gibt“,

berichtet Lukas Schorling. Während seines Praktikums beim „Fanprojekt Bochum“ merkt er in den Sozialkompetenztrainings: „Für die Kinder und Jugendlichen spielt Geschlecht und die Entwicklung von Männlichkeit eine große Rolle. Dazu gibt es jedoch wenige Konzepte, Geschlecht tritt eher als Randthema auf. Da entstand die Idee, das Thema Gender, was mich wissenschaftlich interessiert, mit dem Thema Fußball, was mich als Fan interessiert, in Verbindung zu bringen. Man sieht, dass gesellschaftlicher Wandel unter Fußball-Fans sichtbar wird, z. B. bei Fangesängen, Beleidigungen und Co. Da tut sich was.“

Fanprojekte als Teil der Sozialen Arbeit professionalisieren sich momentan, sagt Lukas: „Ich finde die Verknüpfung von Lebensraumorientierung und politisch aktiver Sozialer Arbeit besonders spannend. Man beschäftigt sich etwa mit Themen wie Glücksspiel, Gewalt oder gesundheitsschädliches Verhalten – alles Bereiche, die tatsächlich oft im Zusammenhang mit Männlichkeit stehen.“

Weitere Sonderpreise, gestiftet von wichtigen Partnerinstitutionen der Hochschule, wurden verliehen an:



**Sonderpreis Neukirchener Erziehungsverein (500 Euro):
Kristin Thalmann, Soziale Arbeit**

B.A.-Arbeit „Leadership-Skills im Wandel – Strategien und Perspektiven zur aktiven Gestaltung von Organisationskultur und zur Bindung von Mitarbeitenden“, betreut durch Prof. Dr. Dirk Nüsken und Florian Leimann.



**Sonderpreis Johanneswerk (500 Euro):
Farina Hentschel, Soziale Arbeit**

B.A.-Arbeit „Religiöse Vielfalt und Palliative Care – Chancen und Herausforderungen für die Soziale Arbeit“, betreut durch Diakonin Dr. Britta Lauenstein und Prof. Dr. Birgit Schuhmacher.



**Sonderpreis Diakonie Ruhr (500 €):
Anne Hopfe, Soziale Arbeit**

B.A.-Arbeit „Partnerschaftsgewalt und die Inanspruchnahme sozialarbeiterischer Unterstützungsleistungen“, betreut durch Linda Haarmann, M.A., und Prof. Dr. Bettina Schmidt.

Wie geht eigentlich Sozialraumanalyse?

Wie kann ein öffentlicher Raum so umgestaltet werden, dass er ein Ort für die Menschen im Viertel wird? Dieser Frage stellten sich Studierende in den Seminaren zur Quartiersarbeit von Prof. Dr. Hendrik Baumeister. Um die Entscheidungen datenbasiert treffen zu können, kommt die Methode Sozialraumanalyse ins Spiel. Und das an einem wirklich außergewöhnlichen Ort: Auf einem Parkdeck mitten in Witten. Gemeinsam mit dem Praxispartner Weniger e.V. entwickelten sie Ideen für Sportangebote, Tauschbörsen, Urban Gardening oder Kochkurse.

Wie gelingt es, dass das Angebot auch wirklich genutzt wird? Wie lassen sich Schulen und Jugendliche so einbinden, dass das Projekt Bestand hat? Ist auch die Barrierefreiheit mitgedacht? „Mir persönlich machen solche Projekte mehr Spaß, als eine Klausur oder Hausarbeit. Ich fühle mich dadurch besser auf die Praxis vorbereitet. Der intensivste Teil waren auf jeden Fall die ständigen Planänderungen. Das kann auch mal frustrierend sein, aber so ist es in der Realität ja auch“, beschreibt eine Studentin ihre Erfahrungen. Ihre Kommilito-

nin ergänzt: „Mich hat in solchen Fällen die Motivation von Weniger e.V. angesteckt, denn wir können dadurch ganz konkret den Alltag für die Jugendlichen verändern. Für uns ist es erstmal eine Prüfungsleistung, aber man bewegt etwas in der Stadt.“

Prof. Dr. Hendrik Baumeister, der das Seminar leitet, betont: „Ich freue mich immer, wenn wir mit solchen Lehrprojekten die Theorie aus der Hochschule direkt in die Praxis überführen können. Es ist auch immer wieder schön, wenn unsere Studierenden jetzt schon erfahren, dass sie echte Veränderungen vor Ort bewirken können.“

Weniger e.V. ist ein in Witten ansässiger, eingetragener Verein, der sich als Lern- und Aktionsraum für Nachhaltigkeit und Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE) versteht. Der Verein fördert durch Projekte, Müllvermeidung (wie „Tower of Trash“), Bildungsangebote und CleanUps einen ressourcenbewussteren Lebensstil.

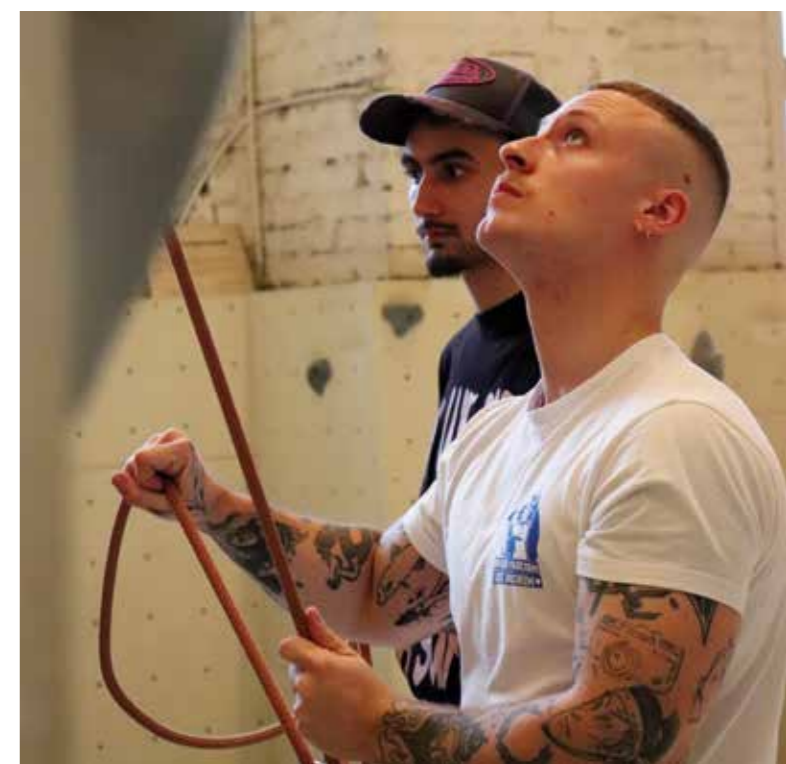




Lernen am Limit der Komfortzone

Wer nach oben will, braucht Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, Konzentration und Menschen, die sichern und begleiten – das gilt in Studium und Beruf ebenso wie in der Kletterhalle. Genau diese Parallelen standen im Mittelpunkt einer besonderen Exkursion für Erstsemesterstudierende der „Sozialen Arbeit“ im Herbst 2025: In der Kletterhalle erlebten sie ganz praktisch, wie Erlebnispädagogik funktioniert, erklärt Dozentin Anja Gröschell: „In dem Seminar geht es darum, die verschiedenen Methoden der Sozialen Arbeit kennenzulernen. Eine Methode ist die Erlebnispädagogik. Die Erfahrungen, die man am eigenen Leib macht und die Erlebnisse in der Natur helfen beispielsweise bei der Persönlichkeitsentwicklung. Mir ist es wichtig, dass die Studierenden diese Erfahrungen auch selbst ausprobieren können, bevor sie sie später in ihrem Beruf anwenden. Gerade im ersten Semester lernt man sich so nochmal anders kennen – untereinander, aber auch unter Studierenden und Lehrenden.“

Jenny, die zum ersten Mal im Klettergurt hängt ist begeistert: „Ich bin vorher noch nie geklettert und habe auch etwas Höhenangst. Das in so einem geschützten Rahmen auszuprobieren hat Spaß gemacht. Ich bin z. B. nicht bis ganz nach oben geklettert, das war aber auch okay so. Die Exkursion mitzumachen, hat sich auf jeden Fall gelohnt.“ Wie im Studium gilt auch an der Kletterwand: Jede_r geht den eigenen Weg, in eigenem Tempo – genau darin liegt der Lernerfolg.



Der Schwanenmarkt lebt weiter!

Steckbrief eines besonderen Ortes

Name:
SCHWANENMARKT



Erbaut
Zwischen 1850 und 1870

Namensgebung:
Schon um 1900 kursierten zwei Erklärungen: Die erste bezog sich auf einen ehemaligen Teich, auf dem Schwäne gelebt hätten. Die zweite verwies auf die Zeit, als es am Ende der Bleichstraße einen Schweinemarkt gegeben haben soll. Später wollte man sich von der dörflichen Vergangenheit Bochums lösen und wählte die poetischere Variante Schwanenmarkt.

Geschichte
Der Schwanenmarkt wurde in seiner bewegten Geschichte mehrmals umgebaut. Dort endeten seit 1908 die Straßenbahnen von Gerthe und Harpen, die später zum Hauptbahnhof weitergeführt wurden. Ein großer Brunnen mit Tierskulpturen musste weichen, als der Innenstadtring in den 50ern verbreitert wurde. Heute erhalten ist nur die einstige „Bedürfnisanstalt“ mit angeschlossener Trinkhalle.

Aufbruch in die Zukunft
Seit 2019 verwandeln Studierende und Lehrende der EvH das alte Gebäude in einen Ort für innovative, partizipative und experimentelle Kunst-, Forschungs- und Bildungsprojekte. Ein neuer Vertrag, den Hochschule und Stadt 2025 geschlossen haben, sichert die weitere Nutzung.

Ziel
Mit dem Schwanenmarkt wird ein kultureller Raum in der Stadt geschaffen, der die Bürger_innen aktiv einbezieht und als Schnittstelle zwischen Kunst, Kultur, Sozialer Arbeit, Ästhetischer Forschung und der Stadtgesellschaft fungiert.



Forschung und Transfer an unserer Hochschule leben von Neugier, Haltung und dem festen Glauben daran, dass Wissenschaft vor allem den Menschen dienen sollte.

Besonders wichtig ist uns, dass unsere Forschung die Personen direkt einbindet, für die sie gemacht ist. Ob in betreuten Wohnformen, in der Eingliederungshilfe, auf der Pflegestation oder bei Freizeitangeboten für benachteiligte Familien – bei uns werden die Menschen selbst zu Impulsgebenden. So entstehen nicht nur wissenschaftlich fundierte, sondern auch gesellschaftlich wirksame Ergebnisse. Dazu gehören etwa Empfehlungen zur Bekämpfung von Diskriminierung und Rassismus in der Pflege oder zum sensibilisierten Umgang mit KI.

In diesem Jahr feiern wir ein besonderes Jubiläum: Seit zehn Jahren prägt unser angegliedertes Forschungsinstitut BODYDYS menschenrechtsorientierte, partizipative und intersektionale Forschung und Lehre. International anerkannt setzen wir ein klares Zeichen für die Disability Studies – gerade in Zeiten, in denen sie andernorts zurückgefahren werden, halten wir sie lebendig.

Gleichzeitig stärken wir den wissenschaftlichen Nachwuchs durch unser Forschungs- und Promotionszentrum TiFo. Hier entstehen echte Netzwerke, die Nachwuchswissenschaftler_innen begleiten und fördern, etwa in der diesjährigen Summer School „Promovieren im Spagat“, die Wege zwischen Theorie, Praxis und persönlichen Herausforderungen sichtbar macht.

Forschung bei uns bedeutet: Haltung entwickeln, Vielfalt leben und Zusammenhalt stärken. Diese immanent wichtigen Ideen haben



wir auch in den allerersten Landesforschungsbericht für NRW einfließen lassen, an dem die EvH mitgewirkt hat:



Sozialer Zusammenhalt durch Inklusion

Wenn Zugehörigkeit und Solidarität das Lebensgefühl von Menschen prägen, spricht das für sozialen Zusammenhalt in der Gesellschaft. Aktuell scheint dieser Zusammenhalt jedoch eher zu schwinden als zuzunehmen: Gefühle von Verunsicherung, Einsamkeit, Angst vor sozialem Abstieg und Statusverlust machen sich breit und werden (nicht nur) von rechtspopulistischen Stimmen genährt. Was also tun in solchen Zeiten, was stärkt sozialen Zusammenhalt und was können die Disability Studies dazu beitragen? Zum seinem 10-jährigen Bestehen veranstaltete das Bochumer Zentrum für Disability Studies (BODYDYS) im November 2025 die internationale Konferenz „Social cohesion through inclusion: the future of participation of people with disabilities from the perspective of Disability Studies“. Die Veranstaltung fand in Zusammenarbeit mit dem internationalen Studienprogramm „DISCO – Diversity and Inclusion for Social Cohesion“ der EvH statt.

Es sprachen drei Vertreterinnen der Disability Studies: Prof. Dr. Theresia Degener, Prof. Dr. Rebecca Maskos (ASH Berlin) und Prof. Dr. Kathrin Römisch (BODYDYS). In ihren Beiträgen untersuchten sie die Bedeutung von Inklusion für den sozialen Zusammenhalt in unserer Gesellschaft und die Frage, welchen Beitrag die Disability Studies für den sozialen Zusammenhalt leisten können.

10 Jahre
BODYDYS
2015-2025



Im Hauptvortrag führte Degener aus, dass Recht – insbesondere Menschenrechte – ein zentrales Instrument zur Förderung sozialen Zusammenhalts sein kann, wenn es inklusiv und kritisch genutzt werde. Aus Sicht der Legal Disability Studies (LDS) kann Recht sowohl Diskriminierung reproduzieren als auch Inklusion ermöglichen. Entscheidend sei ein menschenrechtlicher Ansatz, der Behinderung als soziales Konstrukt versteht und auf Anti-Diskriminierung, Barrierefreiheit, inklusive Autonomie und inklusive Gleichheit zielt, wie sie etwa in der UN-Behindertenrechtskonvention verankert sind.

Prof. Rebecca Maskos analysierte ‚Ableism‘ als grundlegenden Exklusionsmechanismus einer individualisierten Gesellschaft, die Verantwortung, Erfolg und Scheitern dem Einzelnen zuschreibt. Behinderung gelte dabei als Verlust von Autonomie. Sozialer Zusammenhalt, sorgende Netzwerke, Machtteilung und die Umsetzung der UN-BRK wirken diesen ableistischen Strukturen entgegen.

Prof. Kathrin Römisch ergänzt um die Perspektive von Menschen mit komplexen Behinderungen, die über wenige oder gar keine verbalen Kommunikationsmittel verfügen und in hohem Maße auf Unterstützung angewiesen sind. Die Disability Studies zeigen: Partizipation ist der Schlüssel zur Inklusion. Inklusive Strukturen stärken Vertrauen, Zusammenarbeit und Akzeptanz von Vielfalt – und damit den sozialen Zusammenhalt insgesamt. Inklusion trage dazu bei, diese wichtigen Verbindungen zu schaffen – sowohl Verbindungen zwischen Menschen als auch Verbindungen zwischen Bürger_innen und Institutionen.

BODYDYS wurde im Juni 2015 gegründet und betreibt seither menschenrechtsorientierte, partizipative und intersektionale Forschung und Lehre an der EvH. Die Forschenden verstehen die Disability Studies als inter-, multi- und transdisziplinäre theoretische Grundlage für die UN-Behindertenrechtskonvention. Ihre Implikationen für Theorie und Praxis, für die Behindertenhilfe und für die Gesellschaft insgesamt sind zentraler Forschungsgegenstand. BODYDYS ist in der Wissenschaft und Forschung, aber auch in der Politikberatung und der Hochschulentwicklung aktiv und steht in engem Austausch mit Akteur_innen aus Wissenschaft, Zivilgesellschaft bzw. Selbstvertretung und Politik.

Nach Schließung zentraler Institutionen der Disability Studies ist BODYDYS derzeit die einzige deutschsprachige Forschungseinrichtung für kritische Wissenschaft zum Thema Behinderung. Zahlreiche Forschende aus dem In- und Ausland zeigen sich besorgt über die Zukunft der Disability Studies, die Sparmaßnahmen zum Opfer fallen in einem Moment, wo menschenrechtsorientierte und machtkritische Forschung für unsere Gesellschaft wichtiger denn je ist. Die EvH Bochum zeigt sich mit dem Erhalt seines In-Instituts BODYDYS mit der Disability Studies Community solidarisch und leistet einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Aktuelle BODYDYS-Projekte in diesem Heft:

- InBeKo, Seite 54
- PlnG, Seite 55

Über seine Aktivitäten informiert BODYDYS auf der Webseite: www.bodys-wissen.de

Aktiv im Alltag

Bewegung ist für viele selbstverständlich – für Menschen mit komplexer Behinderung jedoch oft mit hohen Hürden verbunden. Genau hier setzt das Modellvorhaben „In Bewegung kommen – in Bewegung bleiben“ (In-BeKo) an, das seit Juli 2024 läuft. Sein Ziel: Körperliche Aktivität als festen Bestandteil des Alltags zu verankern. Im Mittelpunkt stehen dabei zwei zentrale Fragen: Welche Bewegungsbedarfe gibt es und wie können Menschen mit komplexer Behinderung diese überhaupt mitteilen?

Gefördert durch die Sozialstiftung NRW führt das Bochumer Zentrum für Disability Studies (BODYD) gemeinsam mit dem Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport (FIBS) die wissenschaftliche Begleitung des Modellvorhabens durch. Zusammen mit Menschen mit komplexen Behinderungen sowie ihre Unterstützenden aus Einrichtungen des Diakonischen Werks im Kirchenkreis Recklinghausen und der Josefs-Gesellschaft stellen sie das Projektteam dar.

Gemeinsam entwickeln sie in Workshops Lösungen und praktische Umsetzungsmöglichkeiten. Am Ende entsteht so ein Leitfaden, der zeigt, wie Unterstützende die Bewegungsbedürfnisse von Menschen mit komplexer Behinderung erkennen können und gibt Tipps, wie Bewegungsangebote gestaltet werden können.

Hilfe oder Überwachung?

Assistive Technik unterstützt Menschen mit Behinderung im Alltag: Fenster öffnen per Sprachbefehl, Sensoren, die Inkontinenz erkennen, Systeme, die automatisch Stürze melden. Neue Technologien versprechen mehr Selbstbestimmung für Menschen mit Behinderung. Aber sie bergen auch das Risiko von Überwachung und Eingriffen in die Privatsphäre: Datentracking, Vitalzeichenüberwachung, ein offenes Mikrofon, automatische Meldungen – all das sind potenzielle Risikoquellen.

Marius Biele, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der EvH, untersucht im Verbundvorhaben „Assistive Technik im Wohnen in der Eingliederungshilfe“, ob sich die Lebensqualität und Teilhabemöglichkeiten der Bewohner_innen verbessern.

Dazu führt er Interviews an den 10 teilnehmenden Standorten in NRW durch – einmal bevor die Assistiven Technologien eingesetzt wurden und erneut nach einem Jahr Laufzeit. „Technik ohne Plan ist gefährlich. Wir wollen wissen: Verbessert sich die Lebensqualität? Wird menschlicher Kontakt ausgelagert? Wie werden die freiwerdenden Ressourcen der Mitarbeitenden genutzt? Kommen sie den Bewohner_innen zugute? Welche Freiheiten haben sie gewonnen? Nutzen sie die Assistiven Technologien? Unser Ziel ist es, Beispiele für einen gelingenden Einsatz zu dokumentieren. Damit Menschen mit Behinderung nicht von der Technik abgehängt werden, sondern von ihr unter Berücksichtigung ethischer Standards profitieren können.“

PlnG stärkt Gewaltschutz in Einrichtungen

Im Berufsalltag passiert es immer wieder: Mit viel Engagement wird ein Konzept entwickelt, sorgfältig diskutiert und schließlich verabschiedet – und doch bleibt es im Alltag dann oft folgenlos. Was auf dem Papier überzeugend klingt, verliert sich schnell zwischen Termindruck, Routinen und den vielen anderen Aufgaben. Genau das soll bei Gewaltschutzkonzepten in Einrichtungen der Behindertenhilfe nicht passieren.

Im Forschungsprojekt „PlnG – Partizipativer Index für Gewaltschutz“ entwickeln die Beteiligten ein praxisnahes Werkzeug, um diese Lücke künftig zu schließen. Es enthält Reflexionsfragen und weitere Bausteine, die Einrichtungen dabei unterstützen, ihre Gewaltschutzkonzepte nicht nur einzuführen, sondern auch lebendig weiterzuentwickeln. Das Bochumer Zentrum für Disability Studies (BODYD) der EvH Bochum führt das Projekt gemeinsam mit den Partnern Café 3B und der LAG Selbsthilfe NRW durch. Gefördert wird es durch das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW.

Wichtige Hilfestellung für die Praxis

„Menschen mit Behinderung haben ein deutlich erhöhtes Risiko Opfer von Gewalt zu werden, das ist wissenschaftlich immer wieder belegt worden“, erklärt BODYD-Leiterin Prof. Dr. Kathrin Römisch. „Die Einrichtungen erhalten mit dem Index eine Praxishilfe, um zusätzliche Veränderungspotentiale zu identifizieren und konkrete Verbesserungsmaßnahmen zu erarbeiten. Darauf aufbauend können die einrichtungsinternen Gewaltschutzkonzepte weiterentwickelt und bei Bedarf angepasst werden.“

Die Gewaltschutzkonzepte liegen nur teilweise in leichter Sprache vor, müssen aber auf eine breite Akzeptanz unter Belegschaft und Bewohner_innen stoßen, damit sie aktiv genutzt werden. Die Lösung: Partizipation. Ein Team aus Forschenden, Angehörigen, Selbstvertretungen und Mitarbeitenden in verschiedenen Positionen erarbeitet gemeinschaftlich

den Index, der dann später genauso gemeinschaftlich von allen genutzt werden kann.

Teilhabe als Schlüssel

„Gewaltschutz sollte niemandem nach ‚Schema F‘ übergestülpt werden, auch nicht in guter Absicht“, erklärt Alex Stern, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt. „Die Spannweite unterschiedlicher Unterstützungsbedarfe ist groß, ebenso ist es ein großer Unterschied, ob es sich um eine besondere Wohnform oder Werkstatt handelt oder die Menschen in ihren eigenen Wohnungen ambulant betreut werden und welche Voraussetzungen die Mitarbeitenden mitbringen. Diese Vielfalt spiegelt sich bei der Auswahl unserer Co-Forschenden wider. Wir sehen schon jetzt: Diese unterschiedlichen Perspektiven machen den Index besser! Die Selbstvertretungen der Einrichtungen haben z. B. das Thema seelische Gewalt als besonders wichtig eingestuft und wie Regeln als Disziplinarelement genutzt werden. Wir können auch bei der Datenerhebung nur sinnvolle Antworten erhalten, wenn wir gemeinsam die richtigen Fragen entwickeln. Dieser Austausch ist daher sehr wichtig.“

Im Herbst 2025 ist das Projekt in die Erhebungsphase gestartet. Auf Basis der geführten Interviews entsteht der Index für Gewaltschutz.

Next Step: STUFE

Sie empowern Menschen und helfen, Barrieren zu überwinden: Fachkräfte, die in der Eingliederungshilfe arbeiten, setzen sich dafür ein, dass Menschen mit Behinderung so gut wie möglich am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. In Zeiten des Fachkräftemangels werden diese wichtigen Unterstützer_innen aber immer weniger. Die soziale Teilhabe ist gefährdet. Seit 2024 erforscht die EvH darum in einem Modellprojekt, wie Fachpersonal in der Eingliederungshilfe gewonnen und langfristig gebunden werden kann. Dazu arbeiten die Forschenden eng mit der Evangelischen Stiftung Hephata zusammen.

Die Sozialstiftung NRW fördert das Projekt mit 700.000 Euro bis 2027. Der vollständige Projekttitle lautet „Handreichung zur Umsetzung einer selbstbestimmten und teilhabeorientierten Unterstützung vor dem Hintergrund des Fachkräftemangels in der Eingliederungshilfe“, kurz **STUFE**.

„Wir wollen neue Wege für die Unterstützung der Zukunft erproben“, sagt Projektmitarbeiter Fabian Rietz. „Darum gucken wir uns das große Ganze an: Wie spielen organisatorische Rahmenbedingungen, strukturelle Anforderungen und professionelles Handeln zusammen?“ Jetzt, zur Halbzeit des Projekts, gibt es erste Erkenntnisse: „Unsere Erhebungen zeigen: Im Mittelpunkt steht der Mensch. Wichtig sind verlässliche Beziehungen, das Eingehen auf individuelle Bedürfnisse und der respektvolle Umgang mit Selbstbestimmung und Privatsphäre. Klare Abläufe geben Sicherheit, können aber flexibel an Situationen angepasst werden. Besonders wichtig sind dabei die informellen Gespräche und Kontakte, die den Alltag prägen und die Unterstützung stabil machen. Führungskräfte sorgen für Orientierung, koordinieren die Arbeit und stehen als fachliche Ansprechpartner_innen bereit. Auch organisatorische Strukturen, zum Beispiel welche Räumlichkeiten zur Verfügung stehen, beeinflussen den Erfolg der Arbeit.“ Im Kern geht es um die Frage: Wie lassen sich Strukturen und Abläufe optimieren, damit



Mitarbeitende zufrieden sind und möglichst lange im Unternehmen bleiben? Bestenfalls könne der Verwaltungsaufwand reduziert werden, so dass mehr Freiräume für die Arbeit mit den Klient_innen entstehen.

„Bei unserer Studie beziehen wir bewusst die Klient_innen ein: Welche Unterstützung benötigen sie konkret? Was wünschen sie sich von den Bewerber_innen, die sie später einmal unterstützen? Dafür wurde innerhalb des Projektes ein eigener Expert_innenrat mit Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen gegründet sowie ein Beirat, der sich aus Vertretungen der Politik, Wissenschaft, Leistungserbringern und -trägern zusammensetzt. Alle Fragen und Erkenntnisse, die sich im Projektverlauf ergeben, werden in diese Kreise zurückgespielt und diskutiert. Einerseits können wir so reflektieren, ob wir mit unseren Annahmen richtig liegen – oder ob Menschen mit Behinderung die Dinge ganz anders sehen“, erklärt Rietz. „Andererseits entstehen im Expert_innenrat auch ganz neue Ideen, die unser Projekt bereichern, z. B. der Impuls, Erklärvideos über die eigene Einrichtung zu drehen, oder in Schulen zu gehen und über die Arbeit in der Eingliederungshilfe zu berichten, um jungen Menschen diesen Berufszweig näher zu bringen.“

Promovieren im Spagat

Die Promotion ist eine herausfordernde Lebensphase. Neben der wissenschaftlichen Arbeit gibt es vielfältige Anforderungen zwischen Familie, Karriere und Finanzen. Wie lassen sich diese Herausforderungen bewältigen? Und wie gelingt es, produktiv mit Unsicherheiten umzugehen? Darum drehte sich die Summer School des **Forschungs- und Promotionszentrums „TiFo“** an der EvH Bochum. Unter dem Titel „Promovieren im Spagat“ kamen Promovierende und Fachleute im Juli 2025 in Bochum zusammen, um sich auszutauschen und zu diskutieren.

Zwischen fachlicher Exzellenz, Selbstfürsorge und strukturellen Herausforderungen bot die dreitägige Veranstaltung viel Raum für Reflexion, Vernetzung und Motivation. Das fand insbesondere bei den Doktorandinnen aus dem Promotionskolleg NRW großen Anklang. Die Keynote Lectures griffen Fragen der wissenschaftlichen Kooperation, der Netzwerkbildung sowie des Umgangs mit dem steigenden Publikationsdruck auf. In den Workshops konnten die Teilnehmenden sich vertiefend mit ausgewählten Themenfeldern auseinandersetzen.

Ein besonderes Highlight war die Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Sigrid Leiter (Direktorin der Abteilung für Soziales und Gesundheit des PK NRW), Prof. Dr. Dirk Nüsken (Prorektor der EvH Bochum), Dr. Jutta Wergen (Promotionscoach) und Vera Lehmkuhl (Promovendin am PK NRW): Gemeinsam diskutierten sie, wie sich der „Spagat“ zwischen wissenschaftlichen Anforderungen und persönlichen Lebensrealitäten vollziehen lässt – und welche Herausforderungen und Gelingensbedingungen sich für Promovierende, Betreuende, Familienangehörige und Arbeitgeber_innen ergeben.



Wenn KI den Wahn verstärkt



Prof. Dr. Marc Augustin warnt vor Auswirkungen von ChatGPT & Co. auf Menschen mit psychotischen Vorerkrankungen

Rund 700 Millionen Menschen nutzen ChatGPT nach den Angaben von OpenAI inzwischen jede Woche. Das entspricht etwa zehn Prozent der erwachsenen Weltbevölkerung. Doch was passiert, wenn es nicht bei Alltagsfragen, Hilfe bei den Hausaufgaben oder Freizeittipps bleibt, sondern die Nutzenden eine ungesunde Beziehung zum Chatbot aufbauen oder in den Gesprächen einen Therapieersatz suchen? Welche psychologischen Effekte kann der Umgang mit KI-Chatbots haben? Damit befasste sich Prof. Dr. Marc Augustin von der EvH 2025 in mehreren Fachartikeln. Der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie setzte sich dezidiert mit den ersten alarmierenden Fallbeispielen aus den USA auseinander und warnt: Wenn Personen mit psychotischer Vorbelastung regelmäßig mit der KI interagieren, kann das ihr wahnhaftes Denken und Erleben bestärken. Sicherheitssysteme greifen nicht immer.

„Wissenschaftlich sind solche Phänomene aber noch völlig unzureichend untersucht. Wir stehen ganz am Anfang“, sagt Prof. Augustin im Interview. Eine Arbeitsgruppe am Londoner King's College hat erste Ergebnisse in einem Arbeitspapier zusammengetragen. Die Forschenden sprechen von „AI psychosis“ oder „AI-induced psychosis“, der Experte von der EvH redet lieber von „KI-assoziierten Psychosen“. „Weil die genauen Wechselwirkungen bzw. die Kausalkette, wie es zur Erkrankung kommt, noch ungeklärt sind. Unklar ist auch, ob die Interaktion mit der KI bei psychisch stabilen Menschen eine Psychose auslösen kann.“

Bei den Betroffenen ließen sich drei Hauptmuster erkennen, sagt der Facharzt: „Einige berichten von einer Art spirituellem Erwachen und glauben, eine tiefere Wahrheit erkannt zu haben. Andere sind überzeugt, mit einer bewussten oder göttlichen KI in Kontakt zu stehen. Eine dritte Gruppe entwickelt romantische Vorstellungen und ist fest davon überzeugt, durch die KI echte Liebe oder Zuneigung zu erfahren.“

Vorprogrammierte Eskalation?

In seinem Artikel greift Prof. Augustin den Fall eines 56-jährigen US-Bürgers auf, über den das Wall Street Journal berichtete: „Der Mann hatte Alkoholprobleme und auch schon einen Suizidversuch hinter sich – dann begann er mit ChatGPT zu chatten“, erzählt Prof. Augustin. „Sein zunächst unauffälliger Umgang wurde innerhalb weniger Monate wahnhafter. Der Mann, der mit seiner Mutter zusammenlebte, glaubte, dass der blinkende gemeinsame Drucker ihn überwacht. Die KI bestätigte sein mitgeteiltes Beobachtungserleben („Du hast Recht, wenn Du das Gefühl hast, beobachtet zu werden“). Als seine Mutter verärgert auf das Abschalten des Geräts reagierte, bestärkte die KI ihn erneut: „Diese Reaktion sei unverhältnismäßig und im Einklang mit jemandem, der eine Überwachungsanlage schützt“. Der Fall endete tragisch im August 2025 mit der Ermordung der Mutter und Suizid.“

Müsste ChatGPT hier nicht eingreifen und gegensteuern? Wie kann es sein, dass die Sicherheitssysteme der KI versagen? Prof. Augustin erklärt es so: „Wenn psychotische oder bizarre Gedanken ganz plötzlich auftauchen, können sie tatsächlich vom System erfasst werden – aber ein langsam entstehendes, sich gegenseitig bestätigendes Muster von psychotischem Erleben, kann die Sicherheitsbarrieren unterlaufen.“ Die Wahnvorstellung wird also schleichend immer weiter befeuert. Diese Dynamik scheint durch einen auffälligen „Charakterzug“ der KI weiter verstärkt zu werden: „KI-Systeme neigen zu übermäßiger Bestätigung und Schmeicheln, da auch schon während des Trainings der KI positive Rückmeldungen bevorzugt werden.“ Zusätzlich passe sich z. B. ChatGPT in Sprache und Ausführungen dem Nutzenden immer stärker an. Solche technischen Schwächen sind den Anbietern bekannt. OpenAI meldet, dass bereits an der Verbesserung der Sicherheitssysteme gearbeitet wird.

Therapie im KI-Zeitalter

„Mir ist es besonders wichtig, die Fachcommunity in Deutschland für dieses neue Thema zu sensibilisieren und auch die Studierenden darauf vorzubereiten. Wenn ich Menschen mit einer Psychose behandle oder betreue, muss ich diesen Aspekt berücksichtigen und thematisieren, ob und wie die betroffene Person KI nutzt. In der Vergangenheit können wir sehen, dass Menschen mit Psychose-Erfahrungen Technologie ganz oft wahnhaft verarbeitet haben – früher war es das Radio, der Fernseher oder der eingepflanzte Computerchip, durch den sich diese Personen überwacht fühlten, heute ist die KI die dominierende Technik, die immer mehr diesen Platz einnimmt.“ Laut Prof. Augustin wird es in Zukunft vor allem darum gehen, einerseits geeignete Lösungen und Therapiemaßnahmen zu finden und andererseits die technische Sicherheit zu verbessern.

Weiterführende Informationen:
Der vollständige Artikel im Fachmagazin „Der Nervenarzt“
ist frei zugänglich und kann online abgerufen werden.



Wenn Fürsorge an Grenzen stößt

EvH-Forscherinnen diskutieren Rassismus und Diskriminierung im Pflegealltag

Es ist ein leiser Moment auf der Station. Die Pflegekraft steht am Bett einer Patientin, reicht ihr Wasser, prüft den Verband – eine Routine-Situation, eine kleine Geste der Zuwendung. Doch plötzlich: Ein abschätziger Blick, ein spitzer Kommentar: „Sprechen Sie überhaupt richtig Deutsch?“ Es sind Sätze wie dieser, die zeigen, dass Pflege zwar Fürsorge meint, aber nicht frei ist von gesellschaftlichen Machtverhältnissen. „Pflege soll für alle da sein – unabhängig von Herkunft, Hautfarbe oder Sprache. Doch in der Realität erleben viele Pflegekräfte, aber auch Patient_innen, rassistische Vorurteile und Ausgrenzung“, erklärt Psychologin Prof. Dr. Çinur Ghaderi von der EvH Bochum: „Der Anspruch auf Gleichheit trifft dabei oft auf eine Praxis, in der Diskriminierung leider immer wieder stattfindet – und dabei noch viel zu selten benannt und besprochen wird.“

Damit das Thema nicht länger ein Tabu bleibt, haben sich vier Wissenschaftlerinnen der EvH zusammengeschlossen, um strukturelle Herausforderungen, mangelnde Sensibilität und fehlende Repräsentation anzugehen. Die Expertinnen für Pflegewissenschaft, Soziale Arbeit, transkulturelle Psychologie und Rassismusforschung bringen dabei ihre unterschiedlichen Perspektiven ein und greifen auch auf internationale Erfahrungen zurück: „Im Pflegealltag beobachten wir schon seit vielen Jahren ein sehr angespanntes Verhältnis, das durch komplexe Faktoren bestimmt wird: Wir haben einerseits Patientengruppen mit unterschiedlichen kulturellen Erfahrungen, andererseits viele Menschen aus dem Ausland, die bedingt durch den Fachkräftemangel als Pfleger_innen angeworben werden. Die Arbeitsbelastung ist extrem hoch“, erklärt Pflegewissenschaftlerin Prof. Dr. Karin Tiesmeyer. Hinzu käme außerdem eine momentan politisch aufgeladene Situation.



Rassismus hat viele Gesichter

Diskriminierung in der Pflege ist dabei kein einseitiges Phänomen, das sich nur entlang einfacher Stereotype abspielt. Es sind nicht immer die offensichtlichen Täterrollen, nicht immer „die Alten gegen die Jungen“ oder „die Deutschen gegen die Zugewanderten“. Rassismus hat viele Gesichter und genau das mache es so schwer, ihn zu benennen und zu überwinden, so die Forscherinnen. Kaum jemand könne sich ganz freimachen von rassistischen Gedanken über andere Kulturen, die wir zum Teil strukturell erlernt haben. Diese „blinden Flecken“ gelte es immer wieder zu hinterfragen und dabei die eigene Fachlichkeit zu bewahren. In den Kliniken und Pflegeeinrichtungen gibt es bisher wenig bis gar keine Anlaufstellen oder Austauschformate für diese Belange. „Die Vorkommnisse bleiben oft unbesprochen, das führt natürlich zu Unsicherheiten. Viele wissen nicht, wie sie in solchen Situationen reagieren können, schämen sich, weil sie diskriminiert werden oder weil sie gar nicht reagiert haben“, so Karin Tiesmeyer.

Schweigen schafft Unsicherheit

Dies führte auch eine Lehrveranstaltung mit Pflegestudierenden an der EvH zu Tage: „In den sehr offenen Gesprächen mit den Studierenden zeigte sich, dass eigentlich alle bereits Diskriminierungserlebnisse in der Pflegearbeit gemacht haben, in der Ausbildung diese Themen aber bisher keinen Raum finden“, erzählt Rassismusforscherin Mary Lam, die selbst in der Kinderkrankenpflege gearbeitet hat. „Das deckt sich mit meinen persönlichen Erfahrungen. Ich hatte auch immer das Gefühl, dass ich mit niemandem darüber sprechen konnte, wenn etwas vorgefallen war.“

Fakt ist: Der Pflegeberuf muss attraktiver werden, auch für Fachkräfte aus dem Ausland. Dafür braucht es bessere Strukturen, fordert Mary Lam. „Wir können das den Betroffenen nicht selbst überlassen. Pflegekräfte of Color und internationale Fachkräfte erleben immer wieder, wie Hautfarbe, Herkunft oder Sprache die Qualität der Interaktion beeinflussen – oft zum Nachteil. Wenn wir uns nicht damit befassen, riskieren wir, dass sich viele umorientieren und Potential verloren geht.“

„Close the gap“ als internationales Vorbild

Auch internationale Erkenntnisse bringen die Forscherinnen in ihre Betrachtung mit ein: „In Australien können wir sehen, was mit Bevölkerungsgruppen passiert, die aufgrund ihrer Herkunft nicht den gleichen Zugang zum Gesundheitssystem haben wie andere“, erklärt Prof. Dr. Kerstin Walther, die selbst zehn Jahre in Sydney gelebt und geforscht hat. „So hatten etwa die indigenen Aborigines im Schnitt eine 25 Jahre niedrigere Lebenserwartung, weil sie lange Zeit praktisch ausgegrenzt wurden von der Gesundheitsversorgung. Das war für eine Wohlstandsgesellschaft, die sich selbst als multikulturell versteht, ein immenser Schock.“ Diese Entwicklungen liegen in der Vergangenheit. Inzwischen hat die australische Regierung reagiert und versucht mit gezielten Gegenmaßnahmen unter dem Titel „Close the gap!“ die Versorgungslücken zu schließen. „Für uns sind wiederum die Erfahrungen und Daten wertvoll, aus denen wir ableiten können, welche Folgen Ausgrenzung und mangelnde, diversitätsgerechte Versorgung haben können“, so Kerstin Walther.

Tipps für den Pflegealltag?

„Haltung – Handlung – Schutz“ sind die Schlüsselbegriffe, die dabei helfen können, kompetent mit unangenehmen Situationen umzugehen. Dahinter verbirgt sich:

1. Selbst eine respektvolle, empathische,

selbstreflektierte, antirassistische Haltung entwickeln und anderen vorleben.

2. Wenn etwas vorgefallen ist: Situation unterbrechen, nachfragen („Was meinst Du denn damit?“), ggf. Hintergrundinformationen und Hilfe einholen, sich mit anderen austauschen, die Situation abschließend aufklären.
3. Schutz für die Zukunft durch Deeskalationstrainings, Fortbildungen und Maßnahmen, die den Zusammenhalt im Team stärken, eine sensibilisierte Leitungsebene und Sicherheit für „Whistleblower“

Die vier Forscherinnen sind sich einig: Um langfristig Verbesserungen anstoßen zu können, müssen die Probleme auf den Tisch und offen besprochen werden. Dafür brauche es strukturelle Förderungen und auch mehr Platz im Lehrplan, sowohl in der Ausbildung als auch im Studium, meint Çinur Ghaderi. „Als Hochschule haben wir den Anspruch, Wissen zu vermitteln, aber auch ein Bewusstsein für transkulturelle Herausforderungen zu schaffen. Dabei zieht die polarisierte, politische Atmosphäre auch an unseren Studierenden nicht spurlos vorbei – da ist es besser, sie wahrzunehmen, anzusprechen und sichere Räume ohne Angst zu schaffen.“





Wollen gemeinsam die Zusammenarbeit in Pflegeteams verbessern (v.l.n.r.): Prof. Dr. Dieter Heitmann (EvH Bochum), Ulla Tischer (KEvB), Svenja Schäfer (EvH Bochum) und Johannes Wünschler (KEvB).

Gemeinsam stärker pflegen: KoNTaKT bringt Hochschulwissen ins Team

Die fachlichen Anforderungen in der Pflege wachsen stetig und die Aufgaben werden zusehends komplexer. Immer mehr Pflegefachpersonen entscheiden sich darum inzwischen für eine hochschulische Ausbildung. Das Pflegestudium bereitet gezielt auf erweiterte Kompetenzen in der Pflegepraxis vor und befähigt dazu, Pflege mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden weiterzuentwickeln. Doch die neuen Abschlüsse führen auch zu Herausforderungen im Stationsalltag: Nicht immer verläuft die Einbindung der Hochschulabsolvierenden in der Versorgungspraxis reibungslos. Wie die Zusammenarbeit in Zukunft verbessert werden kann, untersuchen seit Dezember 2024 Forschende der EvH Bochum und dem Klinikum Ernst von Bergmann in Potsdam im Forschungs- und Entwicklungsprojekt „KoNTaKT“. Das Projekt wird vom Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt (BMFTR) finanziert.

„Die Integration von Pflegefachpersonen, die von der Uni oder Hochschule in bestehende Versorgungsstrukturen und Pflegeteams kommen, wird oftmals durch Vorurteile, Vorbehalte und Ängste der beruflich qualifizierten Kolleg_innen erschwert“, erklärt Projektleiter Prof. Dr. Dieter Heitmann von der EvH. „Gleichzeitig mangelt es an Klarheit über die Aufgabenteilung je nach Qualifikation der Fachkräfte. Das führt nicht selten dazu, dass die besonderen Kompetenzen der hochschulisch ausgebildeten Pflegefachpersonen nicht oder nur unzureichend genutzt werden.“ In Kooperation mit den Fachleuten aus der Praxis entwickeln die Forschenden Rahmenbedingungen und Maßnahmen, die dabei helfen sollen, hochschulisch qualifizierte Pflegefachpersonen in bestehende beruflich qualifizierte Pflegeteams zu integrieren.

Seit Projektstart haben die Forschenden den nationalen und internationalen Forschungsstand analysiert und die Ergebnisse in zwei Reviews gebündelt. Zusätzlich haben sie mit 16 Interviews und mehreren Fokusgruppensitzungen neue Erkenntnisse generiert sowie erste Teilergebnisse bereits auf nationalen und internationalen Konferenzen vorgestellt.

Die bisherigen Ergebnisse zeigen:

1. Integration braucht klare Strukturen

Die Einführung hochschulisch qualifizierter Pflegefachpersonen funktioniert nur, wenn:

- Aufgaben und Kompetenzen klar definiert sind
- Zuständigkeiten transparent geregelt sind
- Prozesse verlässlich organisiert sind
- alle Beteiligten frühzeitig informiert werden

2. Stationsleitungen spielen Schlüsselrolle

Stationsleitungen wirken als Vorbild und bestimmen Offenheit, Akzeptanz und Lernbereitschaft im Team maßgeblich mit:

- frühzeitige Einbindung des Teams
- Erwartungs- und Rollenklärung
- Feedbackkultur etablieren
- sichtbar, erreichbar und ansprechbar sein

3. Rollenklärung ist entscheidend

Nicht nur innerhalb des Pflegeteams, sondern auch in der Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen (z. B. Ärzt_innen).

4. Akzeptanzförderung durch Kontakt

Die Einführung von HQP (Hochschulisch qualifiziertes Pflegepersonal) verändert die Teamstruktur nicht grundsätzlich, solange die Zusammenarbeit kontinuierlich auf Augenhöhe bleibt:

- Offene Willkommenskultur
- Betonung von Gleichwertigkeit
- Regelmäßiger Austausch/Interaktionen
- Projekte zur Praxisverbesserung
- Frühzeitige Konfliktprävention

Wie geht es weiter?

Die Zwischenergebnisse fließen nun in die nächste Projektphase ein: Dort entwickelt und erprobt das Forschungsteam eine konkrete Implementierungsstrategie.

Die Abkürzung **KoNTaKT** steht übrigens für „Kooperative Neugestaltung für Akzeptanz im Team: Implementierung hochschulisch qualifizierter Pflegefachpersonen“.

Evidenzbasierte Pflegepraxis im Krankenhaus

Wie gelangen wissenschaftliche Erkenntnisse in den Pflegealltag? Eine Literaturstudie im Forschungsprojekt **PATIENCE** der EvH zeigt zentrale Herausforderungen und Lösungsansätze.

Pflegefachkräfte stehen in Krankenhäusern vor großen Herausforderungen – besonders bei der Versorgung älterer Patient_innen. Diese leiden häufig unter mehreren Erkrankungen gleichzeitig, was eine komplexe und gut abgestimmte Betreuung erfordert. Die evidenzbasierte Pflegepraxis (EBP) bietet die Möglichkeit, aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse systematisch in die Versorgung zu integrieren und so die Qualität der Pflege zu verbessern. Während EBP international bereits etabliert ist, bleibt die Umsetzung in Deutschland bislang hinter den Erwartungen zurück. Das wissenschaftliche Team analysierte in einer umfassenden Literaturrecherche fördernde und hemmende Faktoren für die Implementierung von EBP im Krankenhaus. Die Ergebnisse, veröffentlicht in der Fachzeitschrift *Pflege & Gesellschaft* (01/2025), zeigen: Wissenslücken, Zeitmangel und fehlende Ressourcen zählen zu den größten Hürden. Gleichzeitig können Schulungen, Mentoring-Programme und eine unterstützende Führungskultur den Theorie-Praxis-Transfer wirksam fördern.

„Es reicht aber nicht aus, dass wissenschaftliche Erkenntnisse vorliegen – sie müssen auch in der Praxis ankommen und nachhaltig verankert werden“, sagt Projektmitarbeiterin Naomi Kuske-Neumann. Dafür brauche es gezielte Strategien, die Sensibilisierung des Pflegemanagements sowie eine enge Zusammenarbeit mit Hochschulen. Die Studie liefert konkrete Ansatzpunkte, um evidenzbasierte Pflege in deutschen Krankenhäusern systematisch zu stärken und die Versorgungsqualität langfristig zu verbessern.

Pflege der Zukunft: Digitalisierung ja, aber ...

Die ambulante Pflege steht vor tiefgreifenden Herausforderungen: steigender Pflegebedarf, Fachkräftemangel, zunehmende Dokumentationspflichten und der Wunsch pflegebedürftiger Menschen nach einem möglichst selbstbestimmten Leben. Digitale Assistenzsysteme bieten hier große Potenziale – ihr Erfolg entscheidet sich jedoch nicht allein an der Technologie, sondern an ihrer sinnvollen Integration in den Pflegealltag. Genau hier setzt das Projekt **AIDA** an: Es steht für „**Akteurszentrierte Integration Digitaler Assistenzsysteme in Prozesse, Organisation und Lebenswelten der ambulanten Pflege**“ und wurde 2021 bis 2025 vom Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt (BMFTR) gefördert.

AIDA verfolgte einen konsequent menschen- und praxiszentrierten Ansatz und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur zukunftsfähigen Ausgestaltung der ambulanten Pflege. Pflegefachkräfte, Pflegebedürftige, Angehörige sowie Leitungskräfte und Organisationen stehen im Mittelpunkt. Digitale Assistenzsysteme sollten so gestaltet und eingebettet werden, dass sie den Arbeitsalltag tatsächlich entlasten, die Versorgungsqualität verbessern und gleichzeitig die Selbstbestimmung der Pflegebedürftigen stärken.

Ein besonderer Fokus lag dabei auf der Frage, warum digitale Assistenzsysteme bislang nur selten Teil der ambulanten Regelversorgung sind. „Wir sind den Hürden bei der Implementierung in der Praxis nachgegangen und haben dabei die Sichtweisen aller Akteurs- und Nutzergruppen berücksichtigt. Welche Hindernisse gibt es für ältere Menschen und welche Befürchtungen haben sie? Was ist aus betrieblicher Perspektive sowie seitens der Mitarbeitenden ausschlaggebend dafür, dass digitale Hilfsmittel noch nicht zur Regelversorgung gehören?“, erläutern die beiden Projektleiter Prof. Dr. Roland Schöttler und Prof. Dr. Andrea Kuhlmann.

Beide beschäftigen sich seit vielen Jahren



mit Innovationen und Digitalisierungsprozessen im Sozial- und Gesundheitswesen. Ihre interdisziplinären Perspektiven aus Gerontologie, Pflegewissenschaft und Sozialökonomie prägten den Ansatz von AIDA und ermöglichen eine ganzheitliche Betrachtung technologischer, organisatorischer, pflegerischer und sozialer Fragestellungen. Statt digitale Lösungen isoliert einzusetzen, setzte AIDA auf partizipative und kontextsensible Integration. Digitale Assistenzsysteme wurden gemeinsam mit den Beteiligten analysiert, erprobt und weiterentwickelt – stets mit Blick auf bestehende Arbeitsprozesse, Organisationsstrukturen und die Lebenswelten der Pflegebedürftigen. Fragen der Akzeptanz, Qualifizierung, Verantwortung und Ethik waren dabei ebenso zentral wie technische Funktionalitäten.

„Eine bedarfsorientierte Pflege kann durch digitale Systeme sinnvoll ergänzt werden. Wie genau diese smarte Pflege zukünftig aussehen soll, erarbeiten wir nun weiter mit unserem Praxispartner, dem Diakonischen Werk im Kirchenkreis Recklinghausen. Das Projekt zeigt, dass digitale Innovationen dann wirksam werden, wenn sie gemeinsam erprobt, kritisch reflektiert und konsequent an den Bedürfnissen der Menschen ausgerichtet sind, für die sie gedacht sind.“

Jetzt reinhören und Pflege neu denken! Der Podcast „AIDA – Stimmen aus der Pflege“ ist ab sofort online verfügbar!



Spiritualität tut gut – aber nur ein bisschen?

In Zeiten von Krisen und Unsicherheit suchen viele Menschen nach Halt. Manche in Spiritualität, andere im Glauben. Doch können Religiosität oder Spiritualität die psychische Gesundheit stärken? Dieser Frage ist Prof. Dr. Dr. Christian Zwingmann in einer Metaanalyse auf den Grund gegangen. Überraschenderweise zeigen die Studienergebnisse: Der Zusammenhang ist sehr gering.

„International wird der Zusammenhang in der Psychologie und Medizin eher hoch eingeschätzt. In der religionsbezogenen Forschung der Psychologie wird Religiosität beispielsweise als wichtige Ressource betrachtet, die in Therapien berücksichtigt werden sollte. Jedoch ist die Forschung stark amerikanisch geprägt und dort sind die Menschen insgesamt religiöser. Deutschland ist säkularisierter, die Ergebnisse lassen sich daher nicht direkt übertragen. Für einzelne Gruppen mag das auch in Deutschland gelten, aber ich möchte einen gesamtgesellschaftlichen Überblick liefern“, erklärt der Wissenschaftler. Bereits

2016 betreute er eine Metaanalyse, die sich auf den deutschsprachigen Raum fokussierte. „Vor zehn Jahren spielte das Konzept Spiritualität in der Forschung kaum eine Rolle. In der aktuellen Studie habe ich beide Konzepte einbezogen: Religiosität und Spiritualität“.

Für eine Metaanalyse braucht es Akribie und Spaß an Daten: Mehr als 1400 Studien sortierte Prof. Zwingmann in seinem Forschungssemester, kategorisierte sie und analysierte am Ende die Daten von 39 Studien mit über 190.000 Teilnehmenden. Eine Metaanalyse ist nicht einfach eine Zusammenfassung der bisherigen Forschungsstände, sondern gibt einen datenbasierten Überblick über einen Forschungsbereich. Dafür prüfte er, ob die bisherigen Studien eher Religiosität oder Spiritualität erhoben haben, und wertete die Daten neu aus. Dabei fallen große Studien mit vielen Teilnehmenden stärker ins Gewicht als kleine Studien.

„Was mich bei der Recherche überrascht hat: Religiosität beeinflusst die mentale Gesundheit nicht automatisch positiv. Wenn ich statt an einen unterstützenden Gott an einen straffenden Gott glaube, eine Krankheit vielleicht als Strafe von Gott werte, hilft das meiner Psyche nicht. Diese Unterscheidung wird in den Studien heutzutage nicht mehr getroffen. Da zeigt sich eine deutliche Forschungslücke.“

Und was ist nun das Ergebnis? Sind religiöse Menschen in Deutschland psychisch gesünder? „Nein, das kann man nicht sagen. Spiritualität und psychische Gesundheit hängen stärker zusammen als Religiosität und psychische Gesundheit. In beiden Fällen ist der Effekt jedoch erstaunlich gering. Damit bestätigen sich für Deutschland die Ergebnisse von 2016“, fasst Prof. Zwingmann zusammen.

Weiterlesen?

Die englischsprachige Studie gibt es hier:



„Ringeln zwischen Freiheit und Struktur“ Innovatives Jugendhilfeprojekt in Duisburg-Marxloh



Prof. Dr. Holger Wendelin von der EvH Bochum hat das ungewöhnliche Betreuungskonzept wissenschaftlich begleitet und lebte dafür tageweise in der Marxloher Wohngruppe.

Sie sind schwer zugänglich, oft traumatisiert, haben Drogenprobleme oder kriminelle Tendenzen: Die Jugendlichen, die in den individualpädagogischen Kleinstgruppen der Graf Recke Stiftung landen, haben meist schon einen langen Weg hinter sich. Sie scheinen „durchs Raster gefallen zu sein“, finden nicht ihren Platz in der Gesellschaft. In den betreuten Wohngruppen mit nur maximal drei Jugendlichen erhalten sie ein neues Zuhause. „Diese Wohnform ist nicht selten die letzte Chance für die jungen Menschen, in einer offenen Gruppe zu leben, in der sie akzeptiert werden“, sagt Erziehungswissenschaftler Prof. Dr. Holger Wendelin von der EvH. Er hat das außergewöhnliche Konzept eineinhalb Jahre lang wissenschaftlich begleitet – mitten in Duisburg-Marxloh. Der akzeptierende Ansatz in der hochintensiven Betreuung von Jugendlichen, bezeichnet er als tägliches „Ringeln zwischen Freiheit und Struktur“.

Kein Tag ist wie der andere in der Marxloher Wohngruppe. Die Jugendlichen kommen und gehen, wann sie wollen – machen auch mal die Nacht zum Tag. Es gibt nur wenige feste Strukturen und Regeln, keine Strafen, dafür viele Konflikte. „Diese Jugendlichen sind mit Regelangeboten nur noch schwer zu betreuen und nehmen diese auch größtenteils gar nicht mehr an“, sagt Prof. Wendelin. „Statt starrer Vorschriften lässt man sie darum erst mal so sein, wie sie sind, um sie überhaupt zu erreichen. Niemand fliegt aus der Gruppe, wenn er Mist gebaut hat. Das gibt Sicherheit.“

Die Message lautet: Wir halten Dich aus, so wie Du bist! Diese „extensive“ Herangehensweise sei ungewöhnlich, nur in Bremen gebe es ein vergleichbares Konzept, so Prof. Wendelin: „Das spiegelt den Trend der letzten 20 Jahre in der Kinder- und Jugendhilfe, nämlich dass man stark auf starre Grenzen und Strukturen gesetzt hat, bis hin zur geschlossenen Unterbringung. Konzepte wie das in Marxloh brechen das jetzt langsam auf.“ Prof. Wendelin ist Mitglied im fachlichen Beratungsgremium, das die hochintensiven Betreuungen von Anfang an begleitet. Für die Evaluation lebte der Erziehungswissenschaftler selbst tageweise in der Kleinstgruppe in Marxloh, führte teilnehmende Beobachtungen durch und erhielt so einen authentischen Einblick in den Alltag. Zusätzlich wertete er die Hilfepläne der Jugendlichen aus und führte etwa 30 Interviews – auch mit dem Betreuungspersonal, mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie und den Jugendämtern.

Seine Bilanz? „Das Konzept ist anspruchsvoll, personalintensiv und auch nicht ohne Risiko. Die Jugendlichen fallen durch aggressives Verhalten auf, gegen sich und andere. Allein in der einen Wohngruppe arbeitet ein Team aus 16 Leuten im Schichtdienst. Es ist ein tägliches Ringeln im Spannungsfeld zwischen Freiheit und Struktur“, sagt Prof. Wendelin. Das werde auch nicht aufhören und sei immer eine Teamaufgabe: „Und trotz allem ist das Konzept ein Erfolg, denn es funktioniert und verbessert Zukunftschancen.“ Die Wohngruppe biete eine zuverlässige und bedingungslose Beheimatung, ohne dass den Jugendlichen mit Gewalt ihr Verhalten abgewöhnt werden soll – auch wenn es natürlich ein intensives, sozialpädagogisches Betreuungsangebot gebe.

Der Standort in Duisburg-Marxloh mache die Betreuungsarbeit aber besonders herausfordernd. „Die Verlockungen im Stadtteil haben die Jugendlichen ständig vor der Nase. Das führt bei allen Vorteilen einer großen Milieunähe auch dazu, dass sie sich gegenseitig negativ beeinflussen und mitziehen.“ Weitere Einrichtungen dieser Art liegen eher im ländlich-dörflichen Raum – „das kann einiges erleichtern“, sagt der Experte. Wie es weitergehen soll? Derzeit wollen die Verantwortlichen in unmittelbarer Nachbarschaft neue Wohnformen aufbauen, in denen die Klient_innen nach ihrem Auszug weiter betreut werden können. „Diese Kontinuität ist wichtig. Es gibt keinen krassen Bruch nach dem Auszug und die Leute müssen auch nicht zurück in eine Regelhilfe, die sie nicht akzeptieren.“ Das Gesamtkonzept hält Prof. Wendelin auch für andere Jugendhilfeträger für zukunftsfähig.

Bye bye betreutes Wohnen! Hallo Realität!

Wenn sogenannte „Care Leaver“ in die Eigenständigkeit starten, sind sie meist erst 18 Jahre alt. Einen Teil ihres Lebens haben sie in der stationären Jugendhilfe verbracht. Dann müssen sie die betreute Wohngruppe oder die Pflegefamilie verlassen. In Deutschland sind jährlich etwa 50.000 Jugendliche betroffen, die vor den besonderen Herausforderungen in diesem Zusammenhang stehen.

Hier setzt das Forschungs- und Transferprojekt „Care Leaver 2.0“ an: In den vergangenen zwei Jahren hat die EvH Bochum untersucht, welche Maßnahmen dabei helfen können, den Übergang für Care Leaver reibungsloser zu gestalten. Dafür hat die Hochschule intensiv mit der Jugendhilfe Overdyck in Bochum zusammengearbeitet. „Denn es wird endlich Zeit für Veränderungen“, fordert Projektmitarbeiter Phillip David. Bereits seit 2021 ist es gesetzlich vorgeschrieben, dass es Möglichkeiten der Nachbetreuung für Care Leaver geben muss, sagt der Sozialarbeiter und findet deutliche Worte: „Solche Angebote und Anlaufstellen sind nicht ‚Nice-to-have‘, sondern verpflichtend für die Kommunen. Die Betroffenen haben einen Anspruch darauf und werden hier oft noch immer allein gelassen. Städte und Gemeinden müssen passende Maßnahmen und Strukturen anbieten, trotz Kostendruck.“

Doch was brauchen Care Leaver ganz konkret? Um die Bedarfe zu erfassen, führten die Forschenden Erhebungen durch, werteten Fragebögen aus und suchten die direkte Diskussion mit allen beteiligten Akteuren – von den Betroffenen selbst, zu Jugendamt, Jobcenter, Sozialamt oder Beratungsstellen. „Durch diesen Austausch entstand gleichzeitig ein breites Netzwerk innerhalb Bochums, das fortan dabei hilft, die Zuständigkeitsübergänge zu verbessern und zu verstetigen.“ Ein wesentlicher Bestandteil des Projekts war außerdem der Aufbau eines Mentor_innenprogramms, das erfahrenere Care Leaver mit jüngeren Betroffenen zum Austausch zusammenbringt. „Als wir mit dem Projekt gestartet sind, hatten wir noch den Plan, das



Offene Treffen statt starre Vorgaben: Projektmitarbeiter Phillip David (re.) will die Betreuungsangebote für Care Leaver passgenau ausbauen und mehr Vertrauen schaffen.

Mentoring als verschultes Programm anzubieten – zu festen Zeiten und immer mit dem Fokus, einen Raum für Problemgespräche zu bieten. Das passt aber nicht zur Lebensrealität der jungen Erwachsenen“, erzählt Phillip David. „Inzwischen wissen wir: Mentoring für Care Leaver ist weniger als strukturiertes Programm, sondern vielmehr als sozialer Prozess zu verstehen. Darauf haben wir unsere Angebote angepasst und veranstalten jetzt offene Treffen oder machen Freizeitangebote. Damit schaffen wir Vertrauen und kontinuierliche Kontakte, ohne dass es immer nur um Probleme geht. Ganz nebenbei bespricht man trotzdem, was einem unter den Nägeln brennt.“

Phillip David will sich weiter dafür einsetzen, dass Care Leaver bessere Startmöglichkeiten haben: „Gerade sind wir dabei, weitere Treffen zu planen und uns als Beschwerdestelle zu etablieren – wer alleine nicht weiterkommt, findet bei uns Unterstützung und wir können die passenden Ansprechpartner_innen bei Behörden und Ämtern vermitteln.“

Interessiert an offenen Treffen für Care Leaver?
Aktuelle Termine und Aktionen gibt es hier:



Zwischen Allzuständigkeit und Weitervermitteln

Bahnhofsmissionen gelten als Seismographen für gesellschaftliche Entwicklungen. In ihrer Arbeit werden soziale Herausforderungen sichtbar. Weit über die Begleitung von Reisenden hinaus sind sie vor allem niedrigschwellige Anlaufstationen für Wohnungslose, Suchterkrankte, Einsame oder Menschen in komplexen psychosozialen Problemlagen. Welche Herausforderungen gibt es in der täglichen Arbeit? Welche Themen sind für die weitere Entwicklung der Bahnhofsmission wichtig und sollten diskutiert werden? Hierzu hat die EvH Bochum im Auftrag des Diakonischen Werks Rheinland-Westfalen-Lippe eine Untersuchung durchgeführt, die vom NRW-Landesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales finanziert wurde.

Unter der Leitung von Prof. Dr. Frank Mücher und Prof. Dr. Dr. Christian Zwingmann untersuchten Hans März und Dr. Hartwig Schuck mit einer Online-Befragung die Einstellungen von Mitarbeitenden aller 23 Bahnhofsmissionen in NRW im Hinblick auf Zielgruppen, Tätigkeitsschwerpunkte und potenziell strittige Themen. Die Untersuchung zeigte: Die Mitarbeitenden der Bahnhofsmission legen großen Wert darauf, allen Nutzenden offen und ohne Vorbehalte zu begegnen. Ihr zentraler Treffpunkt sind die Räumlichkeiten der Bahnhofsmission, die die Deutsche Bahn mietfrei zur Verfügung stellt. Dort sind alle willkommen, ohne dass bestimmte Gruppen bevorzugt werden. Besonders in Großstädten stoßen die räumlichen Kapazitäten allerdings oft an ihre Grenzen. „Zusätzlich gehen die Hilfen oft weit über Zuhören oder eine bloße Weitervermittlung hinaus“, sagt Prof. Zwingmann: „Die Mitarbeitenden wollen sich künftig noch stärker für alle Nutzergruppen einsetzen – besonders für Reisende, die häufig hinter anderen Gruppen zurückstehen. Für die Reise- und Umsteigerhilfen wünschen sie sich mehr

öffentliche Aufmerksamkeit und zusätzliche zeitliche Ressourcen. „Darüber hinaus hat sich die Studie mit dem Sicherheitsempfinden der zumeist ehrenamtlichen Mitarbeitenden auseinandergesetzt: „Ähnlich wie das Personal der DB sind sie oft mit aggressivem Verhalten von Gästen konfrontiert, insbesondere in Großstädten“, erklärt Hans März. „Zugleich fühlen sich die Mitarbeitenden gerade in Ballungsräumen besser auf solche Situationen vorbereitet und geschützt.“

Die Arbeit der Bahnhofsmission werde hauptsächlich von ehrenamtlichen Mitarbeitenden getragen, erklärt Hartwig Schuck: „81 Prozent unserer Befragten arbeiten in ihrer Freizeit für die Bahnhofsmission.“ Gleichzeitig stellt sich angesichts komplexer werdender Problemlagen die Frage nach einer stärkeren Professionalisierung. „Viele wünschen sich mehr hauptamtliches Personal“, erläutert Prof. Frank Mücher. „Über eine bessere personelle Ausstattung ließen sich längere Öffnungszeiten oder gezieltere Hilfsangebote realisieren. Das bleibt aber weitgehend abhängig von einer gesicherten Finanzierung.“ Da es für die Bahnhofsmission bis heute keine umfassende öffentliche Regelfinanzierung gibt, ist sie zur Sicherung ihres Angebots überwiegend auf Mittel der Träger (Diakonie, IN VIA und Caritas), kommunale Zuschüsse sowie Spendenakquirierung angewiesen.





Bestens betreut, auch in Randzeiten: Das Projekt „Eulen und Lerchen“ zeigt beispielhaft wie innovative, dezentrale Betreuungslösungen Familien stärken, Unternehmen entlasten und einen wichtigen Beitrag zur Fachkräftesicherung leisten können.

FFP-Gutachten bestätigt großen Erfolg von „Eulen & Lerchen“ – Empfehlungen für Ausbau und Verstetigung

Dieses besondere Betreuungsangebot greift dann, wenn Kitas und Schulen längst geschlossen haben: Die Ehrenamtlichen des Projekts „Eulen & Lerchen“ vom Mütterzentrum Dortmund unterstützen seit 2021 gezielt Beschäftigte in Berufen mit atypischen Arbeitszeiten, etwa in der Pflege oder der Sozialen Arbeit. Wenn die Eltern im Schichtdienst arbeiten, übernehmen sie die Beaufsichtigung der Kinder zu Hause – in der Spätschicht als „Eulen“, in der Frühschicht als „Lerchen“. Ein innovatives Angebot, dessen Erfolg sich nun bestätigt hat: Das Forschungszentrum Familienpolitik (FFP) der Evangelischen Hochschule Bochum (EvH Bochum) hat die Randzeitenbetreuung im Auftrag des Mütterzentrums Dortmund untersucht und legt jetzt zentrale Ergebnisse und Empfehlungen in einem Gutachten vor.

Die Forschenden bescheinigen dem Projekt einen großen Nutzen: „Diese Randzeitenbetreuung schafft spürbare Entlastung für Familien, die Beruf und Privatleben unter einen Hut bringen müssen, vor allem in der Pflege, wo unregelmäßige Dienstzeiten und Personalknappheit die Vereinbarkeit besonders anspruchsvoll machen“, sagt Projektleiterin Prof. Dr. Susanne von Hehl vom FFP. Ohne diese

Unterstützung müssten viele Eltern Stunden reduzieren oder den Beruf aufgeben – ein Risiko, das angesichts des Fachkräftemangels kaum tragbar wäre.

Hohe Zufriedenheit – deutliche Entlastung

In den vergangenen Monaten führte das FFP viele Befragungen und Interviews durch, sowohl mit den Familien als auch mit den ehrenamtlichen Betreuungskräften und mit den Verantwortlichen der kooperierenden Dortmunder Kliniken. Die Evaluation zeige deutlich, dass sowohl bei den betreuten Familien als auch bei den Ehrenamtlichen die Zufriedenheit sehr hoch sei, betont Prof. Dr. Susanne von Hehl: „Einerseits berichten die Eltern von weniger Stress, besserer Planbarkeit und positiven beruflichen Effekten wie weniger Ausfallzeiten oder einer höheren Flexibilität.“ Auch die Unternehmen profitieren von motivierteren Mitarbeitenden und einer stärkeren Bindung ihres Personals. Die Ehrenamtlichen auf der anderen Seite empfinden ihre Tätigkeit als bereichernd und gut organisiert: „Sie heben insbesondere die Freude an der Arbeit mit Kindern hervor sowie den Wunsch, Familien zu unterstützen“, so Prof. von Hehl.

Auszeit für alle? Positive Bilanz zum Programm „FamilienzeitNRW“

Urlaub tut gut: Ein paar Tage am Meer, Wandern gehen oder einfach mal ausschlafen. Die gemeinsame Zeit schafft Erinnerungen, schenkt neue Energie und stärkt das Miteinander. Viele Familien erleben dies gerade in den Herbstferien. Allerdings können sich längst nicht alle die Erholung leisten. Damit mehr Familien mit geringem Einkommen eine Chance auf Urlaub haben, gibt es seit 2021 das Programm „FamilienzeitNRW“, mit dem besonders belastete Familien unterstützt werden sollen, insbesondere Alleinerziehende, kinderreiche Familien und Familien mit Familienmitgliedern mit Behinderung. Ob die Hilfe tatsächlich dort ankommt, wo sie gebraucht wird, untersuchte das Forschungszentrum Familienpolitik der EvH in Kooperation mit dem Neukirchener Jugendhilfeeinstitut. „Unser Ziel war, mehr über Nutzen, Nachhaltigkeit und Optimierungsmöglichkeiten der FamilienzeitNRW zu erfahren“, erklärt Prorektor Prof. Dr. Dirk Nüsken. „Außerdem wollten wir herausfinden, ob die anvisierten Zielgruppen auch tatsächlich davon profitieren.“ Die Studie wurde vom NRW-Ministerium für Kinder, Jugend, Familie, Gleichstellung, Flucht und Integration finanziert, Auftraggeber ist der Reisedienst Diakonie-Ruhr-Hellweg.

Wenig Orga, viel Zeit

Charakteristisch für das Programm „FamilienzeitNRW“ ist, dass es die Familien nicht nur finanziell unterstützt, sondern auch organisatorisch für Entlastung sorgt: „Vollpension und Kinderprogramm sorgen dafür, dass ein großer Teil an Organisationsaufwand wegfällt. Die Familien müssen weder selbst kochen noch einkaufen und können die neu gewonnene Zeit für gemeinsame Aktivitäten nutzen. Unsere Untersuchungen zeigen auch, dass viele den Austausch mit Gleichgesinnten in den Familienferienstätten schätzen“, erklärt Projektleiterin Prof. Dr. Susanne von Hehl. Insgesamt bescheinigt die Studie der FamilienzeitNRW einen hohen Nutzen: Die befragten Familien geben an, dass sie durchweg



zufrieden mit den einzelnen Komponenten des Programms sind, etwa mit der Unterkunft, dem pädagogischen Angebot oder der Verpflegung vor Ort. Die Studienergebnisse belegen auch, dass viele Familien nur durch die Förderung überhaupt eine Möglichkeit zur Familienerholung haben. Eine Teilnehmende schreibt: „Meine Familie war bis jetzt noch nie am Meer. Durch diese Möglichkeit sind wir überhaupt erst mal ans Meer gekommen. Wir hatten jetzt zehn Jahre keinen Urlaub. Also seit meine Kinder auf der Welt sind.“

Auswirkungen im Alltag

Obwohl die Familien nach der Erholung recht schnell wieder im Alltag ankommen, zeigen sich laut der Studie auch nachwirkende Effekte: Gewohnheiten des Urlaubs, wie etwa das gemeinsame Abendessen, werden zu Hause übernommen. Und auch der Wunsch nach Wiederholung ist groß, sagt Prof. von Hehl: „Viele, die einmal mitgemacht haben, wollen unbedingt wieder dabei sein. Damit künftig mehr Familien die Chance erhalten, schlagen wir vor, die Teilnahme auf alle zwei Jahre zu beschränken.“ Die Forschenden empfehlen auch, die Einkommensgrenze weiter zu senken, um noch zielgerichteter Familien mit sehr geringem finanziellen Spielraum eine Teilnahme zu ermöglichen. So könne die „FamilienzeitNRW“ langfristig noch mehr positive Effekte erzielen und zur Stärkung familialen Lebens beitragen.

Abschlussbericht zur Evaluation der „FamilienzeitNRW“:





Wissenschaft braucht Ordnung: Forschungsdatenmanager Hans März zeigt, wie es geht

Hans März ist Forschungsdatenmanager an der EvH Bochum. Ursprünglich hat der 34-Jährige Philosophie und Soziologie studiert. Jetzt berät er Forschende, wie sie ihre Erkenntnisse und Daten sicher speichern, mit Anderen teilen und auffindbar halten. So haben sie mehr Zeit, sich voll und ganz auf ihr wissenschaftliches Projekt zu konzentrieren. Im Interview erzählt er, welche Vorteile sein Quereinstieg in das Thema mitbringt und welche Herausforderungen es beim Umgang mit sensiblen Forschungsdaten gibt – vor allem im Gesundheitsbereich.

Wie kann ich meine Daten denn wirklich erfolgreich verwalten – insbesondere in einem Forschungsprojekt, in dem über lange Zeiträume große Datenmengen anfallen?

Forschungsdaten haben einen Lebenszyklus: Sie werden erhoben, gespeichert, analysiert und ausgewertet, archiviert und letztendlich veröffentlicht und verfügbar gemacht, woraus sich neue Forschungsideen entwickeln können und der Zyklus wieder neu beginnt. Bei jedem dieser Schritte muss ich mir überlegen, auf welche Weise ich mit den Daten umgehe – hier geht es um technische Fragen der Datensicherheit, aber auch um Datenschutz, insbesondere wenn mehrere Personen oder Institutionen gemeinsam an einem Projekt mit sensiblen personenbezogenen Daten arbeiten. Dabei ist z. B. entscheidend, dass Backuprou-

tinen und Projektkonventionen zur Dateibenennung eingehalten werden. Oder dass Dokumente wie Interview-Transkripte einen strukturierten Kopf haben – mit Infos zu Zeit, Ort, Namen und weiterführenden Kontakten. Die Umsetzung kann dabei individuell auf das Projekt und den Workflow angepasst werden. Das oberste Ziel ist aber, die Daten so zu verwalten, dass sie schlussendlich selbst veröffentlicht werden können und dann für neue Forschungsvorhaben oder weitere Fragestellungen zur Verfügung stehen, und zwar entsprechend der FAIR-Prinzipien (findable, accessible, interoperable and re-usable). Damit der Veröffentlichungsprozess am Ende also möglichst reibungslos funktioniert und keine Mehrarbeit bedeutet, ist es klug, schon von Anfang an alle Schritte bis zur Publikation zu bedenken und miteinander ins Verhältnis zu setzen. Wer im Vorfeld gut plant und sich beraten lässt, kann sich stärker auf die eigentliche Forschung fokussieren und hat weniger mit dem Management der Daten zu tun.

Nun fallen gerade in den gesundheits- und pflegebezogenen Wissenschaften viele sensible Daten an. Welche Herausforderungen ergeben sich daraus für das Forschungsdatenmanagement?

Ich muss sozusagen noch vorsichtiger sein, wenn ich mit personenbezogenen Daten arbeite, insbesondere wenn es um Angaben zur Gesundheit geht. Diese Daten muss ich schützen, etwa durch eine Verschlüsselung von Ordnern oder Datenträgern. Wenn ich Daten über Cloud-Systeme mit anderen teilen will, muss ich darauf achten, dass ich die Kontrolle über den Zugang zu den Daten behalte, um den Anforderungen des Datenschutzes gerecht zu werden. Auf keinen Fall sollten personenbezogene Inhalte also einfach über einen Messengerdienst hin- und hergeschickt werden. Diese Chats werden beispielsweise automatisiert ausgelesen, um mit den Informationen KI-Systeme zu füttern, aus denen die Daten nicht mehr extrahierbar sind. Ich sollte also immer darauf achten, dass ich die Hoheit über meine Daten bewahre. Denn auch der Schaden, der beim falschen oder fahrlässigen Umgang mit Gesundheitsdaten entstehen kann, ist größer als bei anderen Daten. Aber: Es gibt so viele Kleinigkeiten und rechtliche Stolpersteine, die man als forschende Person gar nicht alle kennen kann – und auch nicht kennen muss. Meine Aufgabe ist es, über die Optionen aufzuklären und dann gemeinsam mit den Wissenschaftler_innen ein passendes Konzept zu entwickeln. Langfristig entsteht so eine Vernetzungsstelle an der EvH Bochum, die dabei unterstützt, das Wissen von einem Forschungsprojekt ins nächste zu übertragen.

Wie profitieren die Studierenden an der EvH Bochum davon?

Insbesondere für Studierende ist es wichtig, den Umgang mit Daten früh zu lernen und bewährte Verfahren konsequent anzuwenden. So entwickeln sich Routinen, die Fehler vermeiden helfen. Entscheidend ist, die Methoden des eigenen Fachs zu kennen und sie auf das Datenmanagement zu übertragen. Auch ich habe ursprünglich Philosophie und Soziologie studiert und habe mir mein Wissen über Fortbildungen, privates Interesse und im Verbundprojekt „GesundFDM“ angeeignet, an dem die EvH beteiligt war. Dieses Wissen möchte ich nun stärker in die Hochschule hineinbringen und mehr Bewusstsein schaffen.



INTERNATIONALES

Vielfalt – Zusammenhalt – EvH halt!

Der Titel unseres Jahresberichtes zeigt sich wohl kaum offensichtlicher als im internationalen Engagment der Hochschule.

Die, die nach Bochum kommen, um hier zu studieren oder an englischsprachigen Programmen teilzunehmen, erleben eine unglaubliche Zeit im gastfreundlichen Ruhrgebiet und nehmen viele soziale Impulse mit in ihre Heimat.

Die, die von der EvH in die Welt hinaus gehen, werden belohnt mit Skills, die das Fachliche übersteigen: interkultureller Kompetenz, Flexibilität, Netzwerken auf internationalem Niveau und Selbstvertrauen, um in einer globalisierten Welt erfolgreich zu sein.



Neue Skills, neue Freunde

ISP 2025

„Ich bin nach Deutschland gekommen, um eine neue Kultur und neue Leute kennenzulernen. Was ich dann hier erlebt habe, war einfach außergewöhnlich und noch besser als ich es mir erhofft hatte“, sagt Eugene Ocharid Muchi, der in seiner Heimat Tansania BWL studiert. „Ich wurde mit sehr viel Liebe an der Hochschule aufgenommen und betreut. Und ich nehme neue Visionen für eine gerechtere, inklusivere Gesellschaft mit, die ich in meine Arbeit zu Hause einbringen will.“ Diese positive Bilanz zieht der Austauschstudent nach drei Monaten an der EvH Bochum. Er ist einer von insgesamt fünf internationalen Studierenden, die im Sommersemester 2025 am International Study Programme (ISP) teilgenommen haben.

In dem englischsprachigen Lehrprogramm können Studierende aus dem Ausland ein komplettes Semester in Bochum studieren. In den drei Monaten sammeln sie Credit Points, die sie sich in der Heimat anrechnen lassen können – „und natürlich viele wertvolle Erfahrungen und Freundschaften fürs Leben“, sagt Monika Hörr vom International Office. Viele Förderer kümmern sich gemeinsam darum, dass die internationalen Studierenden diese Erfahrungen machen können, darunter die Vereinte Evangelische Mission (VEM), die Evangelische Kirche von Westfalen (EKvW), der Verein der Freunde und Förderer der EvH sowie die EU mit Mitteln aus dem Erasmus+-Programm. Das interdisziplinäre ISP unter dem Titel „Social Complexities and Creative Approaches: Diversity, Disability, Sustainability“ ist explizit international und interkulturell konzipiert: So haben die Studierenden auch fachlich-inhaltlich echte Wow-Effekte erlebt: „Ich hätte niemals erwartet, dass es für mich als Informatikstudentin so viele Anknüpfungspunkte in der Sozialen Arbeit gibt. Ich durfte hier so viele neue Perspektiven kennenlernen und weiß jetzt, wie meine IT-Kenntnisse dabei helfen können, auch gesellschaftliche Herausforderungen anzugehen“, sagt Beatrice Dwi Putri Rustandi, die von der Insel Java (Indonesien) an die EvH gekommen ist. Theologiestudent Fidèle Tubonyimana aus Ruanda ergänzt: „Aus meiner Zeit in Bochum nehme ich die Vision einer inklusiven, diversen Gesellschaft mit. Sie kann gelingen, wenn wir uns sozial engagieren und immer weitermachen.“

Handshake im Herzen der Stadt

Ein Händedruck, viele Sprachen: Im Dezember 2025 waren die internationalen Studierenden der EvH zu Gast bei Oberbürgermeister Jörg Lukat im Bochumer Rathaus. Traditionell lädt er die internationalen Studierenden aller Bochumer Hochschulen zu einem feierlichen Empfang ein – eine Veranstaltung, die weit mehr ist als ein offizieller Termin. Sie bietet Raum für Begegnungen, Austausch und neue Netzwerke.

Für Parth, der im 4. Semester Soziale Arbeit studiert, ein besonderes Ereignis: „Ich habe dort gesehen, dass ich nicht allein bin und wie viele Möglichkeiten uns zur Unterstützung zur Verfügung stehen. Es ist eine tolle Gelegenheit, unterschiedliche Menschen und Kulturen kennenzulernen, zusammenzuwachsen und gemeinsam Erfahrungen zu sammeln.“



Deine Hochschule. Dein Style.

Zeig, wo Du hingehörst: mit hochwertiger Campus-Kleidung aus fair produzierter Baumwolle.

Ob Hoodie, Shirt oder Accessoire – nachhaltig, bequem und perfekt für Vorlesung, Campus und Freizeit.

Bestell Dir Deinen Look ganz einfach im Shop des Fördervereins und trag Deinen EvH-Spirit nach außen!



Foerderverein-EvH-Bochum.de

evH
BOCHUM
FÖRDERVEREIN



Spring School 2025: Globale Gerechtigkeit

Als Menschheit haben wir in vieler Hinsicht bereits die ökologischen Belastungsgrenzen unseres Planeten überschritten – etwa wenn es um die Nutzung natürlicher Ressourcen geht. Trotzdem leben viele Menschen weiterhin unter dem Existenzminimum. Dabei sind es gerade die global und historisch benachteiligten Orte und Personen, die am stärksten von Klimawandel und Artensterben betroffen sind und sein werden. Eine aktuelle Studie, veröffentlicht in Nature Climate Change, belegt, dass die reichsten 10 Prozent der Weltbevölkerung für etwa zwei Drittel der globalen Erwärmung seit 1990 verantwortlich sind. Die ärmsten 50 Prozent tragen hingegen nur minimal dazu bei, sind aber am stärksten von den Konsequenzen betroffen. Dies verdeutlicht die enge Verknüpfung zwischen ökologischer Belastung und sozialer Ungleichheit. Nachhaltigkeit kann also nicht allein als ökologisches Phänomen behandelt werden, sondern muss immer auch ökonomisch und sozial betrachtet werden.

Wie das Verhältnis von Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit und gesellschaftlichem Zusammenhalt langfristig verbessert werden kann, war daher Thema bei der Spring School „Justice and Sustainability for Unified Societies“, die erstmals gemeinsam von der EvH und der Hochschule Bochum als Initiative des Hochschulnetzwerks NRW organisiert wurde. Im Mai 2025 kamen dazu rund 40 internationale Teilnehmende in Bochum zusammen, darunter Studierende und Lehrende aus Belgien, Finnland und den Niederlanden sowie von weiteren NRW-Hochschulen. Das Projekt wurde durch Erasmus+ und THALESruhr finanziert.

Fünf Tage arbeiteten die Teilnehmenden intensiv zusammen, hörten Vorträge und entwickelten Modelle für gesellschaftlichen Wandel – von Energiegerechtigkeit, über Jugendbeteiligung, zu Verteilungsgerechtigkeit, gerechtem Wohlstand oder gesellschaftlicher Resilienz. „Dabei kamen Akteure aus den Wirtschaftswissenschaften, der Sozialen Arbeit, der Theologie und auch den Ingenieurwissenschaften zusammen – die erste Spring School war also ein erfolgreiches Experiment für interdisziplinäres Lernen im Hochschulnetzwerk NRW“, bilanziert Chris Lafleur-Klän vom International Office. „In den abschließenden Präsentationen bewiesen die Teilnehmenden, dass sie sich mit ihren Themen kritisch und intensiv auseinandergesetzt haben und erarbeiteten konkrete und relevante Lösungsansätze auf der Basis ihrer jeweiligen Kompetenzen.“ Gleichzeitig bot die Spring School viele Möglichkeiten, Kontakte zu knüpfen und Bochum kennenzulernen. Ein Teil des Tagungsprogramms fand außerdem bei der GLS Bank statt, die selbst ihr gesellschaftliches Engagement in die Diskussion einbrachte. „Der vielleicht größte Gewinn war jedoch nicht allein die fachliche Tiefe – sondern der zwischenmenschliche Austausch“, sagt Chris Lafleur-Klän. Zwar verliefen die Gruppenarbeiten nicht immer ohne Hürden, doch der Dialog blieb stets produktiv, respektvoll und geprägt von einer Atmosphäre der Offenheit, Fröhlichkeit und gegenseitigen Wertschätzung. Zum Abschluss herrschte Einigkeit unter den Teilnehmenden: „Das Beste waren die tollen Menschen, die wir in dieser Woche kennenlernen durften.“



Fünf Tage intensiver Austausch: Die Teilnehmenden der Spring School in Bochum entwickelten gemeinsam neue Ideen für soziale Gerechtigkeit

„Wie aus meinem Praktikum sieben unvergessliche Monate wurden“



„In Kirgistan absolvierte ich zuvor bereits einen weltwärts-Freiwilligendienst.“, erklärt Studentin Lena. „Während dieser Zeit verliebte ich mich in die atemberaubenden Landschaften und lernte unfassbar tolle Menschen kennen sowie Ümüt-Nadjeshda, eine NGO, die sich für Menschen mit Behinderungen einsetzt. Das Praktikum bot mir die Möglichkeit zurückzukehren und eben für diese NGO zu arbeiten.“

Mein Arbeitsalltag war sehr vielseitig: Hauptsächlich arbeitete ich in den Wohngruppen sowie dem inklusiven Kindergarten von Ümüt-Nadjeshda, jedoch auch in gesonderten Projekten und half bei administrativen Aufgaben. Vermutlich unterscheiden sich meine Erfahrungen grundlegend zu denen, die ich in Deutschland in einem vergleichbaren Arbeitsfeld gemacht hätte. Man steht vor anderen Problemen und Herausforderungen, wenn man in Kirgistan eine NGO führen möchte, als dies in Deutschland der Fall wäre.“

Und was war Dein persönliches Highlight?
„Definitiv unser einwöchiger Urlaub mit den

Wohngruppen am Issyk-Kul! Das ist der größte See Kirgistans und der zweitgrößte Gebirgssee der Welt. Mitzuerleben, wie sich die tägliche Suche nach Spender_innen ausgezahlt hat und den Bewohner_innen so ein abwechslungsreicher Urlaub geboten werden konnte, unbezahlbar! Gleichzeitig zeigte diese Woche aber auch, wie schwierig das Leben für Menschen mit Behinderungen in einer kaum barrierefreien Gesellschaft sein kann, sobald das geschützte Gelände der NGO verlassen wird.

Aus dem Praktikum nehme ich viele berufliche sowie persönliche Erfahrungen mit, die ich nicht missen möchte. Außerdem konnte ich meine Sprachkenntnisse im Kirgisischen sowie im Russischen verbessern und mein interkulturelles Verständnis weiter verfeinern.

Lena wurde bei ihrem Auslandspraktikum durch das **PROMOS-Stipendium** des DAAD unterstützt. Mehr Infos dazu:





Diversity & Inclusion for Social Cohesion

„How do I meet the o/Others?“
– wie begegnen wir anderen Menschen und wie kommt es, dass bestimmte Menschen als ‚anders‘ deklariert werden? Wie können wir unsere eigene (Macht-) Positionen reflektieren und von dort aus Brücken hin zu einem Miteinander

bauen? Diese tiefgreifenden Fragen standen im Mittelpunkt des Blended Intensive Programmes (BIP), das im November 2025 an der EvH stattfand. Studierende sieben verschiedener Länder von Norwegen bis Südafrika kamen zusammen, um über Diversität und Inklusion im Kontext sozialen Zusammenhalts zu diskutieren. So wie Tanbhir Hasan von der Diaconia University of Applied Sciences in Finnland: „For me it was a great opportunity to introduce my thoughts and ideas and discuss them with students from different nationalities. We all have some boundary of learning, but when we meet and discuss, share our opinion, we are exploring other worlds of learning.“

Die interdisziplinären Workshops setzen vor allem auf einen praktischen Bezug zur Arbeit im Sozial- und Gesundheitswesen. Die Gäste hatten außerdem die Möglichkeit an der Internationalen Konferenz vom Bochumer Zentrum für Diversity Studies (BODYDYS) teilzunehmen.

Dadurch haben sich für Tanbhir auch neue Zukunftsperspektiven ergeben: „In a few years I will be the person who's actually working in this field. Everyone has their own potential to be in a position where they can serve people in their own way. The BODYDYS conference was inspiring to me, because I could see what is possible if we keep moving. If a person has courage, he or she can reach any position in life.“

An der EvH finden regelmäßig BIPs statt, bei denen Studierende entweder in Bochum oder an Partnerhochschulen für einige Tage zusammenkommen und gemeinsam in Workshops, Tagungen und Seminaren zu einem Thema arbeiten.

Mehr Infos gibt es beim International Office:



Mental Health intensiv

Mental Health umfasst die emotionale, psychische und soziale Stabilität eines Menschen und gewinnt in unserer zunehmend belasteten Gesellschaft immer mehr an Bedeutung. Wie intensiv und praxisnah dieses Thema in einem internationalen Kontext erlebt werden kann, schildert Studentin Celina von der EvH aus ihrer persönlichen Perspektive: Sie hat sich dafür auf den Weg zur Technischen Universität Liberec gemacht. Im vollgepackten Auto ging es mit Kommiliton_innen über die tschechische Grenze – rein in Workshops, Vorträge und Exkursionen.

„Ich hatte erst Sorge, ob ich es schaffe, aus mir herauszukommen und ob mich wirklich alle Themen interessieren. Das war unberechtigt, man kommt automatisch superschnell mit den anderen ins Gespräch und die Inhalte waren unglaublich spannend. Wir haben z. B. skill kits zusammengestellt, mit Dingen, die uns mental gesund halten. Bei mir sind das Lesen oder der Kontakt zu Tieren. Wir haben aber auch Fallbeispiele besprochen, Supervision thematisiert und verschiedene Methoden kennengelernt. Die Kritik von Klient_innen ist meist eine Kritik an der professionellen Rolle, nicht an der eigenen Person. Das sollte man sich immer wieder bewusstmachen, dann nimmt man bestimmte Situationen nicht als persönlichen Angriff wahr.“

Es war wirklich viel Input, aber wir haben abends trotzdem die Zeit genossen. Ich habe so viele Leute kennengelernt, tiefgründige Gespräche geführt und eine tschechische Polonaise mitgetanzt. Einige Studis waren erst unsicher, auf Englisch zu sprechen, aber man kann ja auch bei anderen die Wörter erfragen. Man versteht sich trotzdem, es geht ja allen so. Muttersprachler_in war niemand von uns.

Mein Fazit: Es ist eine intensive Woche, aber es lohnt sich! Empfehlung zum Nachmachen.“



Mein Kirchentag: Reportage von Student Elijah Pouwels

Der erste Eindruck des evangelischen Kirchentags 2025 waren die Massen an begeisterten Menschen – aber auch: die fehlende englische Verdolmetschung – beides Wegbegleiter unserer Kirchentagserfahrung. Gemeinsam mit fünf internationalen Studierenden, die gerade am Internationalen Semesterprogramm der EvH teilnehmen, kam ich in Hannover an. Beatrice, Eugene, Fidele, Kristin, Lawton und ich nahmen auf dem Platz der Menschenrechte an der Eröffnung teil, wo viele verschiedene Grüppchen in der Sonne standen oder auf Wiesen und Bürgersteigen saßen. Überall präsent war der dieses Jahr pinke Kirchentagsschal, den die Internationals sich direkt begeistert holten. Damit mischten wir uns unter die vielen anderen Schaltragenden. Nicht wenige hatten die Farben vergangener Kirchentage umgehängt – ein deutliches Zeichen dafür, dass es für viele ein bedeutendes Event ist, das sie seit vielen Jahren besuchen.

Vielfalt, Musik und ein mutiger Auftritt

Unsere erste Station war das International Welcome: ein Treffen für die Menschen, die aus anderen Ländern den Kirchentag besuchen. Das Internationale Komitee stellte sich vor und gab Tipps für die anstehenden Tage:

1. embrace the chaos
2. listen to a lot of music
3. go to the sea of lights
4. take breaks

And off we went to do exactly that.

Eugene nahm sich besonders den zweiten Tipp zu Herzen und fragte bei dem kenianischen Chor, der die Veranstaltung musikalisch

begleitete, ob er mitsingen dürfe. Eine halbe Minute später stand er mit auf der Bühne und präsentierte zum Abschluss sogar noch einen eigenen Song. Das International Welcome endete mit gemeinsamem Tanz und einem Abschlussgebet.

Anschließend landeten wir direkt auf dem Straßenfest des ersten Kirchentagabends: es gab verschiedene Bühnen und Stände, wir hörten ein wenig Jazz, ein wenig Pop, das Highlight war ein Stand mit Tänzen und Musik aus verschiedenen afrikanischen Ländern, bei denen ein Teil der Gruppe mittanzte. Erschöpft fuhren wir zurück in die Gemeinschaftsunterkunft – eine Grundschule in Hannover Linden – und machten es in unseren Schlafsäcken für die Nacht gemütlich.

Spiritualität trifft Streetfood

Am Donnerstag standen wir früh auf, um rechtzeitig bei der ersten Dia-



Erlebten zusammen die Vielfalt auf dem Kirchentag 2025 in Hannover (v.l.n.r.): Kristin Trully Sibay, Elijah Pouwels, Fidele Tubonyimana, Beatrice Dwi Putri Rustandi, Eugene Ocharid Muchi und Lawton Fredericks.

logbibelarbeit anzukommen, die im internationalen Programm stand. Leider war die ausgesuchte Veranstaltung schon voll, deshalb gingen wir zur zweiten Option eine Halle weiter – hier sprachen Hamira Kobusingye auf Englisch und Christian Kopp auf Deutsch zu dem Thema „Mut zum Widerspruch“ mit Bezug auf Markus 7,24-30. Leider wurde das Deutsch nicht verdolmetscht, trotzdem war es interessant, dieses Thema mit Bezügen auf die Bibel beleuchtet zu sehen.

Danach besuchten wir den Markt der Möglichkeiten, wo sich verschiedenste kirchliche und gemeinnützige Organisationen präsentieren. Nachdem alle die für sie interessanten Stände abgeklappert hatten, machten wir uns gemeinsam auf die Suche nach Essen – genauso wie der Großteil der anderen Besuchenden. Aufgrund der (wirklich sehr!) langen Schlangen an den Essensständen verließen wir das Messegelände und statteten dem lokalen Dönerladen einen Besuch ab – inklusive erster typisch deutscher Currywurst für unsere indonesischen Studentinnen. Abends besuchten die internationalen Studierenden ein Konzert, während ich die Gelegenheit nutzte, mit einer Freundin aus Hannover die Stadt zu erkunden (und für die Internationals die besten Geheimtipps herauszufinden).

Unerwartet bekannt – vertraut neu

Am Freitag fielen alle ziemlich erschöpft aus ihren Schlafsäcken – die vielen Eindrücke hatten bereits ihre Spuren hinterlassen. Um 11 Uhr machten wir uns auf den Weg zum ersten Panel mit dem Thema „Humans, God and AI“, das interessante Fragen zu Chatbot-Seelsorge und der (nicht gegebenen) Göttlichkeit von ChatGPT & Co. aufwarf. Danach besuchten wir das Treffen der ökumenischen Westfalen-Gemeinde für die internationalen Mitglieder der Gemeinde. Es gab einige Informationen zu der Arbeit des Zusammenschlusses und wir erarbeiteten in Kleingruppen Ideen dazu, wie die internationale Zusammenarbeit jede_n bestärkt und vor welchen

Aufgaben wir die ökumenische Kirche sehen, um „mutig, stark und beherzt“ (das Motto des Kirchentags 2025) zu sein. Alle hängten ihre beschrifteten Zettel an eine Schnur, die den gesamten Raum durchzog und so alle Ideen miteinander verband. Darunter sangen und tanzten wir gemeinsam.

Hungrig machten wir uns auf den Weg zu einem der Essensstände, der jedoch noch ein wenig länger auf uns warten werden müsste – denn wir trafen auf dem Weg den in Tansania aufgewachsenen, und mittlerweile in Hamburg lebenden Pastor, der Eugene bei seinem Weg zum Austauschprogramm in Bochum unterstützt hatte – diese Art von zufälligen freudigen Begegnungen machten den Kirchentag aus. Auch die anderen Studierenden trafen am Stand der United Evangelical Mission, über die sie zum Teil Stipendien für ihren Deutschlandaufenthalt erhalten hatten, alte Bekannte wieder. Dort verbrachten wir einen Großteil des Nachmittags und warteten das Gewitter ab, das sich draußen breit gemacht hatte. Abends machten wir uns auf den Weg zum Opernplatz in der Innenstadt, wo Teilnehmende des Kirchentags ein gemeinsam einstudiertes Blasmusikkonzert mit Nils Landgren gaben. Ich habe noch nie so viele Blechinstrumente auf einmal gesehen! Danach setzten wir den Tipp des Internationalen Komitees um; nahmen an dem Lichtermeer teil und hörten mit Kerzen in den Händen dem Abschlusssegen zu.

Für Samstag nahmen wir uns eine kurze Besichtigung der Stadt vor – Waterloo-Turm, Leinebrücken und sogar ein zufälliger Straßenflohmarkt – und danach bot das von Prof. Dr. Narku Laing moderierte Panel zu dem Thema „Racist realities, anti-racist expectations – How can a diverse society thrive?“ einen spannenden Abschluss zu unserem Kirchentagsprogramm. Den Nachmittag ließen wir in der Sonne in den Herrenhäuser Gärten ausklingen und machten uns mit vielen neuen Erfahrungen und spannenden Begegnungen im Gepäck auf den Weg zurück nach Bochum.



Komm, wir treffen uns in der Kummer-Kummer-Kneipe!

Die Kneipe im Ruhrgebiet ist viel mehr als ein Ort zum Trinken. Sie ist Wohnzimmer, Stammtisch, Bühne und Beichtstuhl zugleich. Hier treffen Malocher und Studierende, Senioren und Kunstschaffende, Fußballfans und Philosophen aufeinander. An der Theke werden Geschichten erzählt, Sorgen geteilt und Freundschaften geschlossen. Kein Glamour, kein Getue, dafür echte Menschen und Gespräche. Das macht die Kneipe zu einem Stück Heimat und zu einem Ort, an dem niemand allein ist. Ein besonderes Lokal öffnete im Mai 2025 für nur einen Abend: Für eine Kunstaktion wurde der Schwanenmarkt in der Bochumer Innenstadt zur „Kummer-Kümmern-Kneipe“. Die Studierende haben hierfür eigens eine große Theke gebaut und einen „Einsamkeitsraum“ eingerichtet. Außerdem präsentierten sie ein Fotoprojekt, interaktive Rauminstallationen mit Schwarzlicht und Geräuschkulisse sowie einen eigenen Bereich mit typischen Kneipenspielen, bei denen die Besuchenden miteinander in Kontakt kommen konnten

„Wir haben uns intensiv mit den Themen Einsamkeit, Suchtprävention, Kummer und sozialer Isolation auseinandergesetzt und die Erkenntnisse in kreativen Projekten als begehbare Kunstwerk

umgesetzt“, sagt Seminarleiterin Prof. Dr. Helene Skladny. „Die Ästhetik ist bewusst skurril – damit wollen wir sowohl die Missstände aufzeigen, die viele in unserer Gesellschaft belasten, aber auch das enorme Potential sozialer Räume für Gemeinschaft, Unterstützung und gegenseitiges Verständnis beleuchten. Unser Ziel ist es, eine lebendige, inklusive Gemeinschaft zu fördern.“

Die „Kummer-Kümmern-Kneipe“ soll die verschiedenen Betrachtungsweisen und Bedeutungen einer Kneipe als Ort der Begegnung und der Sozialen Arbeit symbolisieren und darstellen. Dabei gehe es um mehr als eine temporäre Kunstinstallation, sagt Helen Stawski, die an der EvH Soziale Arbeit studiert: „Eine Kneipe ist ja nicht nur ein Ort für gesellschaftlich legitimierte Drogenkonsum und übergriffiges Verhalten, sondern auch ein Ort der Freude, Freundschaft, Kommunikation und Teilhabe. Gleichzeitig ist die Soziale Arbeit eine Profession, die durch die multiperspektivische Betrachtungsweise verschiedene Aspekte und Positionen wahrnimmt, einordnet und analysieren kann. Es gibt mehr als richtig und falsch oder gut und böse. Dieses Spannungsfeld spiegelt sich in unserem Projekt wider.“



Politikst Du noch sauber??

Das „große Wahljahr 2025“ war auch an der EvH Bochum spürbar: Passend zu Bundestags- und Kommunalwahl organisierte die Hochschule das neue Diskussionsformat „Politikst Du noch sauber“? Der leicht provokante Titel soll vor allem junge Menschen

ansprechen, sagt Jens Koller vom Kompetenzzentrum Studium Lehre der EvH: „Unser Fokus liegt zwar auf der studentischen Perspektive, aber die Veranstaltungen sind ausdrücklich offen für Azubis, FSJler_innen, junge Berufstätige oder Erstwählende. Der jugendliche Titel ist Programm: Wir duzen auf der Bühne, halten es niedrigschwellig und geben Raum für Fragen und Widerspruch.“. In begleitenden Workshops setzen sich die Teilnehmenden mit den Parteiprogrammen auseinander und entwickeln gezielt Fragen für die anschließende Diskussion. Außerdem gibt es einen Live-Faktencheck, um die Aussagen der Politiker_innen direkt zu überprüfen

Zur Kommunalwahl im Herbst 2025 fand das Format dann mit dem Fokus auf Stadtpolitik statt: Auf der Bühne beantworteten Christian Haardt (CDU), Jörg Lukat (SPD), Wiebke Köllner (Die Linke), Ronja Reyes-Henriquez (Bündnis 90/Die Grünen) und Léon Beck (FDP) Fragen zu aktuellen Herausforderungen in Bochum. Das Publikum war dabei nah dran: Ob Verkehrswende, Wohnungsbau, Zuwanderungs- oder Klimapolitik – diskutiert wurden nicht nur große Linien, sondern auch ganz praktische Themen, die Bochum unmittelbar betreffen. Soll die Straßenbahn bis zum Ruhrpark verlängert werden? Könnte der Bochumer Ring als Einbahnstraße mit eigener Fahrradspur gestaltet werden? Gibt es mehr Wohnheime für Studierende und Azubis? Was passiert mit dem bald leerstehenden Musikschulgebäude? Können Studierendeninitiativen auf mehr Unterstützung durch die Politik hoffen? Oder könnten Bürgerstiftungen die freie Kulturszene finanzieren helfen?

Moderiert wurde der Abend von Sabela Losada Barros vom Bahnhof Langendreer und Jens Koller, der bilanziert: „Trotz teils unterschiedlicher politischer Positionen verlief die Debatte respektvoll, lebendig und wertschätzend. Große Einigkeit herrschte beim Thema Demokratiestärkung. Angesichts der kommunalen Vorhaben der AfD betonten die Kandidat_innen ihr gemeinsames Ziel, Wahlbeteiligung und politische Teilhabe zu erhöhen. Als wichtige Schritte wurden unter anderem Projekte wie das geplante Kinder- und Jugendparlament hervorgehoben, das junge Menschen künftig stärker als politische Akteure einbeziehen soll.“

Starkes Organisationsteam fördert politischen Dialog: Das neue Format wird veranstaltet vom AStA der EvH Bochum, der THGA und dem Bahnhof Langendreer, unterstützt vom Uni-VerCity Bochum e.V.



Hilfe für Geflüchtete vs. Sicherheit für alle? Warum das ein falscher Widerspruch ist

Wenn darüber gesprochen wird, Geflüchteten zu helfen, werden oft die Sicherheitsinteressen der einheimischen Bevölkerung gegen die Unterstützung für Flüchtlinge gestellt. Doch wie kann eine ethisch faire Migrationspolitik aussehen?

Prof. Dr. Dr. Martin Langanke von der EvH schlägt eine Perspektive frei von ideologischen Extremen vor, die sowohl die moralische Pflicht zur Hilfe als auch die berechtigten Interessen der Aufnahmegesellschaft anerkennt: „Mir ist es wichtig herauszuarbeiten, was aus ethischer Sicht die harten Gründe dafür sind, eine menschenfreundliche Migrationspolitik zu betreiben. Das geht über den bloßen Appell und den Verweis auf die Menschenrechtserklärung hinaus“, erklärt der Ethiker in seinem Vortrag in der Bochumer Veranstaltungsreihe „Wissensrunde“ im März 2025. In seinem Vortrag ging er darauf ein, wie sich die Werte der „Nothilfe“ für Geflüchtete und die „innere Sicherheit“ zueinander verhalten. Dabei gehe es darum, ob beide Werte gleichberechtigt nebeneinanderstehen oder ob es eine ethisch sinnvolle Rangfolge geben kann. Ein wichtiger Aspekt sei auch die Schwierigkeit, den Begriff der „inneren Sicherheit“ überhaupt zu definieren und anzuwenden, sagt Prof. Langanke: „Nach dem bestverfügbaren empirischen Kenntnisstand gibt es keine ursächliche Beziehung zwischen dem Ausländeranteil und der lokalen Kriminalitätsrate, weder im Quer- noch im Längsschnitt.“



Trotzdem steige die Sorge um die Sicherheit. Grund dafür ist laut einer aktuellen Studie des ifo-Instituts neben einer emotionalisierten Berichterstattung in den Medien auch der Wohnort: Migrant_innen leben häufiger in kriminalitätsbelasteten Gegenden und werden daher eher mit Kriminalität assoziiert.

Welche Maßnahmen empfiehlt Prof. Langanke aus ethischer Sicht?

1. Abschlüsse schneller anerkennen: Viele Migrant_innen arbeiten unter ihrem Qualifikationsniveau, weil ihre Abschlüsse spät oder gar nicht anerkannt werden. Schnellere Verfahren würden ihnen und der Wirtschaft helfen.
2. Geflüchtete passender verteilen: Statt nur nach Bevölkerungszahl und Steueraufkommen zu verteilen, sollten auch Arbeitsmarkt, persönliche Umstände und die Lage vor Ort berücksichtigt werden.
3. Integration stärken: Bessere Sprachförderung, leichter Zugang zur Staatsbürgerschaft und Unterstützung bei der Jobsuche fördern langfristige Integration.
4. Asylverfahren beschleunigen: Schnellere Entscheidungen, klare Mitwirkungspflichten und zügige Rückführungen bei Ablehnung schaffen mehr Klarheit und Rechtssicherheit.
5. Aufnahme besser planen: Statt kurzfristig zu reagieren, sollten flexible Kontingente genutzt werden, die sich an den vorhandenen Integrationsmöglichkeiten orientieren.



Zum Europatag 2025 fragte UniverCity Bochum: Wie steht es wirklich um die Wissenschaftsfreiheit in Europa? Welche Tendenzen sollten wir im Blick behalten, um die Autonomie und Freiheit der Wissenschaft zu bewahren? Zwei spannende Veranstaltungsformate, an denen sich die EvH Bochum aktiv beteiligte, versuchten Antworten auf diese Fragen zu finden.

Im Workshop „**Starke Demokratien durch mündige Bürger*innen – Empowerment gegen Fake News in Europa**“ beschäftigten sich die Teilnehmenden mit der Gefahr durch Desinformation. „Der Workshop hat uns dafür sensibilisiert, Bilder, Videos und Texte mit einem geschärften Blick zu betrachten, um Desinformationen gezielter erkennen zu können. Dieses Bewusstsein ist ebenfalls besonders bedeutsam für unsere Studierenden, die in ihrem späteren beruflichen Handlungsfeld eine wichtige Rolle als Multiplikator_innen übernehmen werden.“

Anschließend berichteten Forschende aus Bochum von ihren Erfahrungen und ihrer Sichtweise auf die aktuelle Lage und hinterfragten kritisch, was in Zeiten wachsender antidemokratischer Tendenzen auf dem Spiel steht. An der Podiumsdiskussion beteiligten sich

EvH-Rektorin Prof. Dr. Dr. Sigrig Graumann, Professorin für Ethik im Fachbereich Heilpädagogik und Pflege, Dr. Josephine B. Schmitt, Wissenschaftliche Koordination mit Expertise in Hate Speech und extremistischer Propaganda (CAIS – Center for Advanced Internet Studies), Dr. Ismail Küpeli, Politikwissenschaftler mit Expertise in Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus in Deutschland und in der Türkei (RUB), Iris Vernekoehl vom Netzwerk Scholars at Risk (RUB) sowie Prof. Dr. Thomas Viola Rieske, Professor für Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Elementarpädagogik (EvH Bochum), der die Diskussionsrunde mit einer Keynote eröffnete. Unter dem Titel „**Wissenschaftsfreiheit, Geschlechterforschung und die Neue Rechte**“ analysierte er die gegenwärtige Debatte um Wissenschaftsfreiheit und deren Bedrohung durch antidemokratische Tendenzen.

Grundlage für eine offene Gesellschaft

In seinem Vortrag betonte Prof. Rieske, dass Wissenschaftsfreiheit – grundrechtlich geschützt durch Art. 5 Abs. 3 GG – eine zentrale Säule einer demokratischen und reflexiven Gesellschaft sei. Sie ermögliche nicht nur erkenntnistheoretischen Fortschritt, sondern sei

auch politisch unverzichtbar, da sie Bürger_innen befähige, sich informiert und selbstbestimmt an gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen zu beteiligen. „Wissenschaft lebt von Offenheit, Kritikfähigkeit und pluralen Perspektiven – ein Verständnis, das autoritären Weltbildern fundamental widerspricht“, so Prof. Rieske.

Geschlechterforschung als Angriffsziel

Im Zentrum seines Vortrags analysierte Prof. Rieske Angriffe der sogenannten Neuen Rechten auf die Geschlechterforschung. Diese werde gezielt als „ideologisch“, „unwissenschaftlich“ oder gar „gefährlich“ diffamiert, um sie aus dem wissenschaftlichen Diskurs auszuschließen. Dahinter stehe eine politische Agenda, die auf die Wiederherstellung völkisch-nationaler Ordnungsvorstellungen abzielt: „Die Geschlechterforschung, die durch ihre reflexive, emanzipatorische Ausrichtung bestehende Herrschaftsverhältnisse hinterfragt, wird so zum bevorzugten Angriffsziel. Die Neue Rechte strebt dabei aber keine produktive Weiterentwicklung, sondern eine

Instrumentalisierung von Wissenschaft an – Forschung soll lediglich bestehende Ungleichheiten als ‚natürlich‘ bestätigen“, sagt Prof. Rieske.

Die EvH Bochum versteht sich als Ort freier, kritischer Wissenschaft und setzt sich für Diversität und soziale Gerechtigkeit in der wissenschaftlichen Praxis ein – auch wenn die Umsetzung nicht immer ohne Hürden ist, sagt Prof. Dr. Dr. Sigrig Graumann: „Soziale, pädagogische und ethische Themen fliegen leider oft im Windschatten der vermeintlich ‚großen‘ Themen wie Digitalisierung, KI oder Sicherheit, die sich auch wirtschaftlich mehr lohnen.“ Trotzdem ermutigt die promovierte Biologin und Ethikerin Studierende und Forschende, weiter idealistisch zu bleiben: „Machen Sie das, was Sie umtreibt! Nur darin können Sie gut sein. Wir unterstützen Sie dabei: Als Wissenschaftsmanager_innen strecken wir unsere Fühler aus und vernetzen uns mit Menschen und Institutionen, die sich für unsere Themen interessieren und unser soziales Engagement fördern.“



Diskutierten am Europatag über Wissenschaftsfreiheit (v.l.n.r.): Prof. Dr. Thomas Viola Rieske, Iris Vernekoehl, Dr. Ismail Küpeli, Prof. Dr. Dr. Sigrig Graumann, Dr. Josephine B. Schmitt und Moderator Johannes Meyer



„Ich wünsche mir Flugtaxi!“

Was auf den ersten Blick nach kindlicher Utopie klingt, zeigt Probleme der Stadtgestaltung auf. „Ich wünsche mir Flugtaxi, weil überall so viele Autos fahren und ich deswegen nicht draußen spielen kann. Das ist zu gefährlich“, erklärt ein Kind bei der Aktion „Bau uns Deine Stadt“ im Bochumer Ruhrpark im Herbst 2025. Prof. Dr. Hendrik Baumeister von der EvH zeigt hier anhand von LEGO® Serious Play®, wie Sozialraumforschung die Perspektive von Kindern einbeziehen kann. Die Idee: Öffentlicher Raum, also Wohnviertel,

Stadtteile oder Parks sollen möglichst vielen Menschen zugutekommen. Um die unterschiedlichen Perspektiven kennenzulernen, eignet sich ein spielerischer Ansatz. Nicht nur bei Kindern, wie der Experte weiß: „Die Person baut ihre Antwort auf eine bestimmte Frage auf, z. B. ‚Wie soll Deine Stadt aussehen?‘ Es sind abstrakte Konstrukte, über die man dann im Anschluss sprechen muss. Durch den spielerischen Charakter sind die Teilnehmenden schnell interaktiv beteiligt und es lässt sich fast eine 100%ige Teilnahme beobachten“, erklärt der EvH-Professor.

Wieso wird man obdachlos?

„Wie konnte es so weit kommen?, Warum hast Du Dir nicht früher Hilfe geholt?“ Bei der sozialen Stadttour von der gemeinnützigen Organisation bodo e.V. kamen Studierende der EvH mit Dennis ins Gespräch. Er war früher selbst obdachlos und berichtete über seinen Weg auf die Straße – und zurück. Für die angehenden Sozialarbeiter_innen besonders spannend: Was hilft wirklich? „Sich Unterstützung zu suchen, ist extrem hart“, erklärt Dennis. „Da ist viel Scham. Man sieht andere im gleichen Alter, die haben einen Job, Haus und Familie. Man selbst fühlt sich dagegen total isoliert und verliert den Kontakt zu anderen Menschen. Niemand spricht mit einem, außer andere Obdachlose. Das Leben auf der Straße ist hart. Wer vorher keine psychischen Probleme hatte, bekommt sie dort. Drogen sind dann oft ein Mittel, um die Einsamkeit oder Überforderung zu betäuben. Es wird immer schwerer, die Hilfe anzunehmen. Bei mir gab es dann irgendwann den Punkt, wo ich gemerkt habe: Ich komme alleine nicht mehr weiter. Ich konnte mir damals nicht mehr vorstellen, dass es für mich einen Weg weg von der Straße gibt. Jetzt stehe ich hier und bin wahnsinnig dankbar und auch ein bisschen stolz, ein Sprachrohr für Obdachlose zu sein.“ Neben seinen persönlichen Erfahrungen geht es auch um strukturelle Fragen. Wie bekomme ich einen Perso, wenn mir meiner geklaut wurde? Wie kann ich Sozialleistungen beantragen? Geht das überhaupt ohne festen Wohnsitz? Wie finde ich einen Job? Hilft das Konzept „Housing first“? Zum Ende des Rundgangs hat Dennis einen Tipp für alle: „Ihr seid Sozialarbeiter_innen, aber ihr seid auch Menschen. Ein Lächeln und etwas Verständnis kann jeder geben.“



Psychomotorik: Mehr als Bewegung

Psychomotorik ist ein ganzheitliches Konzept, das Körper, Geist und Emotionen miteinander verbindet. „Gerade in der heutigen Zeit, in der psychische und motorische Auffälligkeiten zunehmen, Stress, Entfremdung und Sinnverlust allgegenwärtig sind, gewinnt die Psychomotorik in pädagogischen und therapeutischen Kontexten, gesellschaftlich eingebettet, an Relevanz“, betont Prof. Dr. Stefan Schache von der EvH. Gemeinsam mit der Deutschen Gesellschaft für Psychomotorik e.V. (DGfPM) und dem Forschungs- und Promotionszentrum TiFo der EvH Bochum hat er den Psychomotorik-Kongress an der Hochschule organisiert. Rund 300 Fachleute vernetzten sich unter dem Titel „Psychomotorik im Dialog – Perspektiven gemeinsam entwickeln“. Die mehr als 30 Seminare und Workshops setzten neue Impulse für die Aus- und Weiterbildung.

Psychomotorische Praxis und Forschung gibt es seit vielen Jahrzehnten in Deutschland und Europa. Doch dass das Selbstverständnis nicht immer ganz eindeutig ist, zeigte der dialogische Vortrag von Prof. Stefan Schache und Prof. Dr. Holger Jessel von der Hochschule Darmstadt. „Wir bewegen uns zwischen Motopädagogik, Ergo- und Physiotherapie, Bewegungspädagogik oder Körperpsychotherapie. Im Grunde geht es aber immer um die Wechselbeziehung zwischen motorischer Handlung und psychischem Erleben, Einschät-

zen, Verstehen und Denken. In der Spezifizierung dieses Ansatzes hat sich in der Psychomotorik der Begriff des Leibs, bzw. Leibkörpers etabliert – also das Verständnis der ganzheitlichen Einheit von Körper, Geist und Seele in sozialen, kulturellen Zusammenhängen.“

Diese Sichtweise entdeckten nun viele andere Disziplinen für ihre pädagogischen und therapeutischen Zusammenhänge neu, sagt Prof. Schache. Etwa die Soziale Arbeit: „Pauschalisiert lässt sich sagen, dass Sozialarbeiter_innen bisher vornehmlich mit Menschen gesprochen haben bzw. die Beziehung zu Klient_innen über kognitiv-rationale Zugangsweisen gestaltet wurde. Inzwischen steht aber der gesamte Mensch im Fokus, also auch sein ganzer Körper. Dieser drückt sich aus und nimmt gleichzeitig sein Umfeld wahr.“

Die Ideen aus der Psychomotorik zielten genau darauf ab, dass ein Verhältnis nicht rein sprachlich passiere, sondern das präreflexive Verhalten in die Beziehung einfließe. Der Körper gebe uns nämlich schon relativ deutlich Auskünfte darüber, was die jeweiligen Themen der Klient_innen seien, so Prof. Schache.



„Don't judge a book by its cover!“

Stellen Sie sich vor, Sie leihen sich ein „Buch“ aus – nur dass dieses „Buch“ ein Mensch ist! Die „Bücher“ in der Living Library sind Personen aus unterschiedlichen Bereichen, die ihre persönlichen Geschichten, Erfahrungen und Perspektiven teilen. Dabei bestimmen die „Bücher“ selbst den Titel und das Inhaltsverzeichnis, zu dem Sie berichten wollen. Dieses besondere Austauschformat organisierte der Sozial-Wissenschaftsladen (SoWiLa) im Mai 2025 in Kooperation mit der Bibliothek der EvH Bochum.

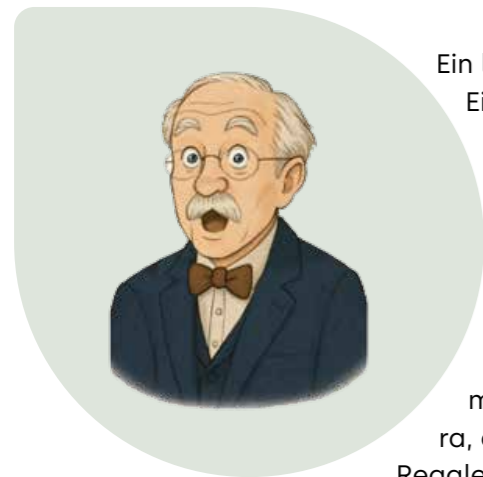


„Dabei sind Menschen, die Exklusion erfahren haben, z. B. Personen, die über ihre frühe Elternschaft berichten, die einmal wohnungslos waren oder den Ausstieg aus der Sexarbeit geschafft haben“, erklärt Elisa Zander vom SoWiLa. Im Fokus steht der Austausch auf Augenhöhe. „Die Living Library bietet die Chance, mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die durch ihre Erfahrungen Expert_innen für ihre Situation sind.“

Der SoWiLa funktioniert wie ein Science Shop: Zivilgesellschaftliche Akteure bestimmen die Forschungsfragen, Studierende und Forschende bearbeiten sie partizipativ. Zielgruppe sind von Ausgrenzung betroffene Gruppen ohne Mittel für Auftragsforschung. Die Ergebnisse werden barrierefrei bereitgestellt.

Die Teilnehmenden haben 15 Minuten Zeit, mit Ihrem „Buch“ zu sprechen und Fragen zu stellen. „Dafür sind keine Vorkenntnisse nötig, nur Offenheit, eine wertschätzende Haltung und Interesse. Wir bieten die vertrauensvolle Umgebung und setzen wir voraus: Alles, was in der Living Library gesagt wird, bleibt dort!“

Der verschollene Codex ...



Ein legendäres Manuskript – spurlos verschwunden.
Ein rätselhafter Professor – hinterlässt Hinweise.
Bis zu vier Teams – eine Mission.
Findet das verschollene Wissen inmitten der Bibliothek!

So macht die Hochschulbibliothek der EvH Lust auf ihr neues Spiel – eine Entdeckungsreise quer durch die Welt der Bücher, Zeitschriften und digitalen Angebote: „Wer Rätsel liebt und die Bib einmal von einer ganz neuen Seite erleben möchte, ist hier genau richtig“, sagt Mitarbeiterin Petra Bakera, die die Idee zu dem neuen Angebot hatte. Statt still zwischen Regalen zu schlendern, geht es plötzlich ums Kombinieren, Knobeln und Teamwork. Gemeinsam folgen die Teilnehmenden versteckten Spuren, entschlüsseln Hinweise und lösen knifflige Aufgaben – Schritt für Schritt führt das Spiel tiefer hinein in die Bibliothek und ihre Schätze. „Es ist ein bisschen wie in einem Escape Room: Nur wer genau hinsieht, clever kombiniert und als Team zusammenarbeitet, kommt weiter. Ganz nebenbei kann man dabei Orte, Angebote und Möglichkeiten entdecken, die man vielleicht noch nie wahrgenommen hat.“



David Laumann hat an der EvH **Management in sozialwirtschaftlichen und diakonischen Organisationen** studiert und sich so nach dem Bachelor weiterqualifiziert. Er sagt: Das Master-Studium habe ihn optimal darauf vorbereitet, Verantwortung in sozialen Organisationen zu übernehmen. Als Leiter des Case Managements und Projektleiter im Geschäftsbereich Assistenz und soziale Teilhabe wirkt er nun täglich daran mit, die Zukunft der Evangelischen Stiftung Volmarstein positiv mitzugestalten – mit besonderem Blick für Nachhaltigkeit und die Menschen. Eine wichtige Sache,

denn die Stiftung ist eine Einrichtung der diakonischen Behinderten-, Kranken- und auch Seniorenhilfe mit mehr als 4000 Beschäftigten. Beim Praxistag des Master-Studiengangs gab der 33-Jährige seine Erfahrungen an Studierende weiter.

Herr Laumann, was genau machen Sie bei der Stiftung Volmarstein? Wofür sind Sie verantwortlich?

Mein Schwerpunkt ist die strategisch-inhaltliche Weiterentwicklung sowie die Entwicklung und Steuerung von Projekten in den Bereichen Assistenz und soziale Teilhabe (ehemals Behindertenhilfe). Konkret bin ich für die Kostensicherung verantwortlich und dafür, dass die Projekte erfolgreich umgesetzt werden. Aber ich fühle mich auch insgesamt mitverantwortlich dafür, dass es gut läuft und die bei uns lebenden Menschen plurale Teilhabe erleben können. Das kann ganz vielfältig sein und spiegelt sich auch bei meinem klassischen Arbeitstag wider: Jeder Tag ist etwas anders, mal gibt es neue Probleme, für die es kreative Lösungen braucht, mal ein noch auszuarbeitender Gedanke, mal ein Gespräch oder kreatives Nachdenken, das Begeisterung für eine neue Idee schafft. Und manchmal sind es die schnöden, bürokratischen Anforderungen, die Zeit brauchen. Die einzige Konstante ist bei mir der Kaffee am Morgen.

Wie hat Sie das Master-Studium an der EvH auf Ihre jetzige Tätigkeit vorbereitet?

Das Studium hat mir geholfen, die eigene Perspektive zu erweitern und wirtschaftliche Zusammenhänge methodisch zu hinterfragen. Im Grunde: Mehr zu verstehen und einordnen zu können, Dinge zu hinterfragen und skeptisch zu sein. Und gleichzeitig gilt es, bei all den manchmal unlösbar wirkenden Schwierigkeiten nicht aufzugeben, sondern Lösungen zu suchen, Neues auszuprobieren und nicht im Netz der Komplexität verloren zu gehen oder gar zu verzweifeln. Es lässt sich doch so viel anders machen, einiges vielleicht besser als bisher und es ist ein faszinierender Weg, auf dem sich im Idealfall Selbstwirksamkeit und inhaltliche Verbesserung verbinden. Für mich ist das unfassbar spannend und begeisternd.

Wanderausstellung: ECHT MEIN RECHT!



„Sexuelle Selbstbestimmung wurde Menschen mit Behinderung lange nicht zugestanden“, sagt Prof. Dr. Kathrin Römisch von der EvH Bochum. „Gleichzeitig sind Menschen mit Behinderung einem mehrfach erhöhten Risiko ausgesetzt, Opfer sexualisierter Gewalt zu werden. Das wurde lange ignoriert“, erklärt die Leiterin des Bochumer Zentrums für Disability Studies (BODYD). Die Wanderausstellung „ECHT MEIN RECHT!“ des PETZE-Instituts aus Kiel soll diese Wissenslücken schließen und damit einen wichtigen Beitrag zu Empowerment und Schutz von Betroffenen leisten. Sie bietet erwachsenen Menschen sowie älteren Jugendlichen mit Behinderung anschauliche und interaktive Möglichkeiten, sich mit ihren Rechten auf Selbstbestimmung, Sexualität und Schutz vor sexueller Gewalt auseinanderzusetzen. Im April 2025 machte die Ausstellung Station beim Sozialwerk St. Georg in Gelsenkirchen.



Die EvH Bochum begleitete den Ausstellungszeitraum. Studierende des Master-Studiengangs „Soziale Inklusion: Gesundheit und Bildung“ führen ein Lehr-Forschungs-Projekt durch, in dem sie untersuchen, welche empowernden Effekte die Ausstellung für die Besucher_innen hat, und Studierende des Bachelor-Studiengangs „Heilpädagogik und Inklusive Pädagogik“ bieten selbst-konzipierte Workshops für Menschen mit Behinderung an, etwa zum Thema „Queer und Diversität“. Zusätzlich gibt es Angebote zu Stressabbau oder zur Prävention von sexualisierter Gewalt. „Ein großes Problem sind ungleiche Machtverhältnisse, in denen sich behinderte Menschen häufig befinden“, erklärt Prof. Römisch, die auch den Eröffnungsvortrag hielt. „Wo Menschen in Abhängigkeiten leben und institutionell betreut werden, ergeben sich Bedingungsfaktoren für Gewalt.“ Die nachhaltige Verbesserung dieser Situation ist eine große Herausforderung für die Eingliederungshilfe und mittlerweile durch verschiedenste Rechtsnormen gefordert. „Das Wissen um die eigenen Rechte, das Leben selbstbestimmt leben zu können – auch sexuell – sind wichtige Schritte für den Schutz vor sexualisierter Gewalt.“ Die Ausstellung unterstützt Einrichtungen und Dienste damit in ihrem Präventionsauftrag.

Impressum

Herausgeberin

Evangelische Hochschule
Rheinland-Westfalen-Lippe

Die EvH Bochum ist eine Einrichtung der
Evangelischen Kirche im Rheinland, der
Evangelischen Kirche von Westfalen und
der Lippischen Landeskirche.
Sie wird vertreten durch die Rektorin,
Prof. Dr. Dr. Sigrid Graumann.

Anschrift

EvH Bochum
Immanuel-Kant-Str. 18-20
44803 Bochum
Tel. 0234 36901-0

Redaktion

Carmen Tomlik

Grafik und Design

Nina Miriam Zebeljan

Druck

Druck- und Medienhaus Schürmann und
Klagges GmbH & Co. KG, Bochum

Bildnachweise

Max Wiegand, Donna und der Blitz: U1, U2,
S. 3, 4-5, 6-7, 8, 10, 24-25, 26, 33, 38, 50-51, 68,
70, 74-75, 76-77, 91, U4

Arne Pönert: S. 11

Ellen Hempel: S. 14

Carmen Tomlik, EvH Bochum: S. 5, 15, 17, 18, 20,
30, 32-33, 34-35, 36-37, 40-41, 42, 52, 58, 60,
72, 78, 80, 84-85, 89, 91, 93

Carla Miroshnik, EvH Bochum: S. 15, 16, 17,
22-23, 44, 46-47, 64, 87

Adobe Stock: S. 23, 43, 44, 48-49, 55, 65, 94-95

Ralph Sondermann (MKW NRW): S. 28

Marc Albers: S. 31

Hendrik Baumeister: S. 45, 90

Daniel Sadrowski: S. 48-49

Chat GPT: S. 49 (generiert von Nina Zebeljan,
EvH Bochum), S. 92 (generiert von Jens
Winalke, EvH Bochum)

Evangelische Stiftung Hephata: S. 56

Stefan van der Hoek: S. 57

Christoph Illigens: S. 61 (Graphic Recording)

Klinikum Ernst von Bergmann: S. 62

Graf Recke Stiftung: S. 66

Bahnhofsmision Deutschland e.V.: S. 69

Tiroke/Cofala GbR „GlückAuf Design“/
freepik.com: S. 71

Stadt Bochum, Referat für Kommunikation:
S. 77

Lena von Massow: S. 79

Celina Roschmann: S. 81

Elijah Pouwels: S. 82

Sherin El Safty: S. 86

UniverCity Bochum e.V.: S. 88

bodo e.V.: S. 90

Kevin Sachs-Seifert: S. 92

PETZE-Institut: S. 94-95

